Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 13 — Gotha, 6. Juli 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Vom Kirchenaustritt [Sp. 609] — Die Freiheit der Gewissen und die Geltung der Wahrheit. Nachwort zu Speyer. Schluß [Sp. 610] — Der Gegensatz von Seele und Geist. 3. Ludwig Klages [Sp. 613] — Zur Bibelauslegung. 1. Ein Mahnruf (Wiesen); 2. Die Wandlungen der Exegese [Sp. 620] — Evangelische Ferienfahrt nach den Bibelländern [Sp. 625] — Zum Verständnis des Marburger Religionsgesprächs. 4. Beginn des Streites 1524 [Sp. 628] — Zum 28. Juni. Ein Vorwort als Nachwort [Sp. 631] — Der Film von heute [Sp. 635] — Von einer Brüdergemeine [Sp. 640] — Luther und Söderblom (Burgdorf) [Sp. 642] — Arbeitswoche des Ausschusses für Glaube und Verfassung: Die Kirche im Neuen Testament [Sp. 644] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart: Kirchliche Einigung in Schottland [Sp. 646] — Vom römischen Katholizismus der Gegenwart. Das Konkordat [Sp. 648] — Wöchentliche Chronik [Sp. 652] — Verschiedenes: [Sp. 654] — Versammlungskalender [Sp. 654] — Anzeigen

Vom Kirchenaustritt

Sie blieben aber beständig in der Gemeinschaft ... Apg. 2, 42

Es gibt eine Kirche, aus der man austreten kann. Und es gibt eine Kirche, aus der man nicht austreten kann. Es ist nicht so, daß man ohne Weiteres in der zweiten bliebe, wenn man die erste verläßt. Man kann dadurch, daß man die erste verläßt, auch die zweite verlieren. Oder man tritt vielleicht aus der ersten aus, weil man in der zweiten nicht drin ist.

Es gibt wirklich nichts Komplizierteres als die Kirche. Und sie sollte das Allereinfachste und Selbstverständlichste sein.

Man kommt dem Rätsel auch nicht dadurch bei, daß man sichtbare und unsichtbare Kirche scheidet. Die unsichtbare Kirche hat keinen praktischen Wert. Sie ist ein Hilfsgedanke, wenn man über die Sache nachdenkt. Sie ist ein Trostgedanke für den, der an der Kirche verzweifelt. Aber es genügt nicht für den Christen, daß er zur unsichtbaren Kirche gehört. Denn dann hat er keine Gemeinschaft. Die Jünger Jesu pflegten Gemeinschaft, nachdem der Meister von ihnen gegangen war, und nun erst recht. Jesus hatte sie berufen, damit sie um ihn seien (Mark. 3, 14), und hatte in seinem Testament bestimmt, daß sie alle eins sein sollten, gleichwie er mit dem Vater (Joh. 17, 11).

Das Erbe einer solchen durch Jesus Christus geschaffenen Gemeinschaft ist irgendwie noch vorhanden in der „Kirche", die wir haben, der wir angehören. Es ist vielleicht etwas ganz Anderes aus ihr geworden, als man nach dem Neuen Testament denken sollte. Sie hat so vielerlei Gestalt angenommen, daß es einen verwirren kann. Statt Einer Gemeinschaft unübersehbar viele Kirchen, Sekten, Verbände und Vereine. Statt Einer Gemeinschaft viele Gemeinschaften. Aber schließlich ist doch hinter dem allen, in, mit und unter dem allen Kirche da. Elite, von der wir das letzte Mal sprachen.

Überdenke ich ernstlich, so muß ich sagen: ich würde kein Christ sein, wenn ich dieser Elite in meinem Leben nicht begegnet wäre und immer wieder begegnete. Dazu, daß ich lebendiger Christ bin, gehört das; ich kann nicht leben ohne diesen Zusammenhang. Er ist auch nicht unsichtbar. Ob ich ihn gerade mit Augen sehe, ist Nebensache. Ich kann ihn auch mit Ohren hören, mit Händen fühlen, ich kann ihn mit allen Sinnen wahrnehmen. Ein Buch, ein Bild, ein Brief, ein Bau, eine Begegnung oder sonst eine Begebenheit kann mich der Tatsache einer solchen Elite und meines Zusammenhangs mit ihr versichern. Ich bin als Christ niemals allein, da sind immer noch andre. Und wenn ich allein wäre, wäre ich kein Christ. Gott hat mich nur gewollt mit andern und durch andre.

Zu welcher „Kirche" gehörst du? Ist in ihr von jener Elite etwas zu spüren? In ihrer Vergangenheit, in ihrer Gegenwart? Irgendwie bist du doch gerade durch deine Kirche mit dieser Elite bekannt und vertraut geworden? Du willst austreten, weil dich etwas an ihr kränkt, weil du Ärgernis an ihr nimmst. Zu einem Zeugnis wider sie. Zu einem Gericht. Ja bist du dazu berufen? Hast du das Deine getan? Gemeinschaft gesucht, gepflegt? Ist es zu spät dazu? — Und wohin willst du?

Ja wenn dich deine Kirche ausschließt aus ihrer Gemeinschaft, dann weißt du mit Luther, wo du bleiben willst: Sub coelo! „Unter dem Himmel." Aber die minderwertigste Kirchengemeinschaft, aus der heraus und in die hinein man als Christ geboren ward, ist besser als freiwillige Lösung und Isolierung.

Es kann gerade dem Ernsthaftesten wohl die Versuchung kommen, auszutreten. Darum muß man das ganz ernst sagen: „und hätte der Liebe nicht ..." 1. Kor. 13, 3.

Es gibt nur einen Grund zum Austritt. Wenn man dadurch — „bessert". 1. Kor. 14, 5. R

Die Freiheit der Gewissen und die Geltung der Wahrheit

Ein Nachwort zu Speyer

7

Für das Gebiet des religiösen Glaubens und Lebens ergeben sich Folgerungen, die sich nicht jeder Protestant klar macht. Zwar daß die Gesinnungsethik, die den Grundsatz der Liebe proklamiert und es jedem überläßt oder vielmehr auferlegt, diesen Grundsatz im einzelnen Falle nach bestem Wissen und Gewissen anzuwenden, mit keiner Bindung an einzelne Vorschriften für unser Tun vereinbar ist, das ist klar. Daß also durch die Ethik, die Jesus und Paulus verkünden, alle speziellen Vorschriften des mosaischen Gesetzes ihren Zwangscharakter für die Christen verlieren mußten, keine kultischen Vorschriften, aber auch keine sittlichen Einzelgebote nun für den Christen noch als schlechthin heilsnotwendig bezeichnet werden dürfen, das haben viele Christen früh erkannt. Ebenso sieht man leicht, daß, wenn Kants Prinzip der Autonomie gilt, eine Bindung an weitere Vorschriften nur möglich ist, soweit ihre Befolgung diesem Prinzip nicht widerstreitet. Ebenso aber können, wenn man mit der Pflicht selbständigen gewissenhaften Nachdenkens über Glaubensfragen Ernst macht, keinerlei weitere, keinerlei inhaltliche Vorschriften für unser religiöses Denken, keine autoritative Lehre, kein Dogma als schlechthin heilsnotwendig hingestellt werden, sondern die Zustimmung zu ihnen kann immer nur mit dem Vorbehalt gefordert werden: „wenn du dich von ihrer Wahrheit überzeugst." Der Grundsatz, den die protestierenden Reichsstände in Speyer aufstellten, reichte viel weiter, als ihnen bewußt war, stand insgeheim in starker Spannung zu den von ihnen als heilsnotwendig festgehaltenen kirchlichen Dogmen. Seit langer Zeit hat man fundamentale und nichtfundamentale Glaubensartikel unterschieden.

Macht man mit dem Grundsatz Ernst, der zur Protestation von Speyer führte, so gibt es streng genommen nur einen Fundamentalartikel, eben diesen, daß Jeder sich nach seinem Gewissen zu richten habe, in seinem Handeln wie in seinem Denken. Neben diesen formalen Satz können und werden zwar viele andere treten, vielleicht bis ins Einzelne hinein ausgebildete Vorstellungen und Lehren über Gott, Jesus Christus, die Ewigkeit; aber jede von ihnen gilt für den einzelnen Protestanten nur, soweit es nicht jenem obersten Grundsatz der Wahrhaftigkeit widerstreiten würde, daß er sich zu ihr bekennt.

Tatsächlich konnten die evangelischen Kirchen lange Zeit hindurch voraussetzen, daß ihre Grundlehren von allen ihren Mitgliedern als wahr anerkannt wurden.

8

Heute aber und schon seit dem 18. Jahrhundert ist die überlieferte kirchliche Lehre bei uns Gegenstand vielen Streites geworden. In solchem Streit sagen oft die Anhänger des Überlieferten: „Daß die Kirche an diesen Lehren der Väter festhalte, ist uns Gewissenssache." Sie sind überzeugt, dabei gute Protestanten zu sein; aber wichtiger als der formale Grundsatz der Gewissensfreiheit ist ihnen der Inhalt des, wie sie sagen, unverkürzten biblischen Evangeliums, die Lehren von Jesu Christi Gottheit und seinem stellvertretenden Strafleiden, von seiner Auferstehung und von der göttlichen Dreieinigkeit. Um die formal-ethischen Grundsätze der Wahrhaftigkeit und Gewissensfreiheit allein — so sagen sie — würde sich nie eine religiöse Gemeinschaft scharen, hätte sich nie eine christliche Kirche geschart, sondern nur um ein ausgestaltetes religiöses Bekenntnis, um einen nicht zu schmalen gemeinsamen Besitz von Glaubenssätzen.

In der Tat können jene allgemeinen Grundsätze der Wahrhaftigkeit und der Gewissensfreiheit auch von Leuten angenommen werden, die keine Christen sind, allen religiösen Glauben ablehnen. Von kirchlicher Gemeinschaft ist nur dann zu reden, wenn die Leute über solche sittlichen Grundsätze hinaus durch gemeinsame religiöse Überzeugungen, Erinnerungen, Ordnungen zusammengehalten werden, und als evangelisch, als protestantisch wird die Gemeinschaft nur dann gelten, wenn dieses gemeinsame Gut wesentlich im Evangelium Jesu und in reformatorischen Glaubenssätzen besteht.

Im Übrigen aber bedarf jener Satz mancher Christen: „Daß die Kirche an bestimmten überlieferten Lehren festhalte, das ist uns Gewissenssache" der Nachprüfung. Daß sie selbst an diesen Lehren festhalten, die ihnen als Wahrheit erscheinen, und deren tröstende und anspornende Wirkung sie in ihrem Leben erfahren haben, das ist ihnen Gewissenssache. Aber kann, wer jenen protestantischen Grundsatz gewissenhafter Selbständigkeit im Nachdenken über religiöse Fragen verstanden und angenommen hat, sagen: „Daß die Kirche, daß meine Kirche an bestimmten anderen überlieferten Lehren festhalte, das ist mir Gewissenssache?" Wohl mag es mir Gewissenssache werden, mich von einer Gemeinschaft zu trennen, die bestimmte mir unerträgliche Lehren hat oder bestimmte mir wichtige Lehren nicht festhält. Aber daß ich in einer Kirche, in der Streit um bestimmte mir wichtige Lehren ist, bleibe und zwar so bleibe, daß ich durch die Macht der Kirche die widerstrebenden Mitglieder zu veranlassen suche, jene Lehren anzunehmen, das ist nur unter einer Voraussetzung sittlich berechtigt. Dann nämlich, wenn ich die Annahme dieser Glaubenssätze für heilsnotwendig halte.

Der strenge Katholik hält in der Tat den Glauben an bestimmte Dogmen für heilsnotwendig (wenigstens ist das die ältere katholische Denkweise; ob sie heute noch in der katholischen Kirche allgemein festgehalten wird, bleibe jetzt außer Betracht). Von hier aus war die mittelalterliche Intoleranz folgerichtig. Man muß aus christlicher Liebe die Leute nötigen, in die Kirche hereinzukommen und in der Kirche zu bleiben, die allein das Heil verbürgt. Man muß die Irrlehre bekämpfen, muß einem Menschen zeitliche Qualen zufügen, um sein ewiges Heil zu retten, und soll lieber einige Erzketzer und Verführer furchtbar peinigen, und dadurch andere heilsam abschrecken, als daß man jene Irrlehre sich ausbreiten und es so dahin kommen läßt, daß Viele ewig verloren gehen. Wir Protestanten sollen auf die Intoleranz der mittelalterlich-katholischen Kirche, auf die Inquisition mit ihren Greueln nicht schelten, ohne daß wir uns klar gemacht haben, wie von jenen Voraussetzungen aus diese Praxis sich als notwendig ergab. Und wer bestimmte Lehren wirklich für heilsnotwendig erklärt, sollte diese grausamen Konsequenzen nicht scheuen.

Wer sie aber scheut, der soll dann auch nach der andern Seite hin die Konsequenzen ziehen, konsequent protestantisch denken. Entweder oder. Vielen mittelalterlichen Katholiken ist es als Pflicht der Liebe erschienen, die Menschen zur Annahme der kirchlichen Wahrheit zu bringen, auch wenn sie ihr innerlich widerstrebten. Uns würde, wenn wir einem eine Wahrheit aufnötigen wollten, der er innerlich widerstrebt, das erstens als Verführung zur Unwahrhaftigkeit, zu Unrecht, zugleich aber als Lieblosigkeit erscheinen, und beides gilt dem protestantischen Christen als Gottlosigkeit.

Man wendet nun wohl ein, wenn man in unseren Kirchen die Geltung bestimmter von der Mehrheit der Synoden vertretener Lehren und den Gebrauch bestimmter, wiederum nur von einer Minderheit angefochtener, liturgischer Formeln als notwendig aufrechterhalten wolle, so sei das kein Druck auf die Gewissen der anders Denkenden; sie könnten ja austreten. Allerdings können sie das. Aber weil es in unseren Kirchen nie nur zwei einander schroff entgegengesetzte Denkweisen gibt, sondern immer Übergänge zwischen denen, die am strengsten das Alte festhalten, und denen, die sich am weitesten davon entfernen, und weil auch unsere heutigen kirchlich Konservativen keineswegs in allen wichtigen Stücken mit der Lehre der Väter und der Bekenntnisschriften übereinstimmen, weil endlich vor allem unzählige Laien ihre kritischen Gedanken haben und unangefochten äußern, deswegen erscheint es vielen Theologen als Pflicht, gerade mit ihrer kritischen Denkweise, ihrer freien Frömmigkeit diesen weiten Kreisen in unseren Gemeinden zu dienen. Und so lange es so liegt, ist es tatsächlich doch ein Druck auf Gesinnung und Gewissen Vieler, wenn für bestimmte kirchliche Lehren der Anschein amtlicher Geltung beansprucht und der Zwang zu solchen liturgischen Anordnungen wie dem Gebrauch des Apostolikums festgehalten wird, obwohl man weiß, daß sie der Denkweise Vieler in unseren Kirchen widersprechen. Darin sind die meisten evangelischen Kirchen unprotestantisch. Auf jenen Satz: „Unser Gewissen fordert, daß die Kirche an diesen überlieferten Lehren und Ordnungen festhalte", muß erwidert werden: Nie kann das Gewissen eines Protestanten, der sich über das Wesen seiner Konfession klar ist, fordern, daß ein anderer genötigt werde, gegen sein Gewissen zu handeln oder zu reden.

Man sage auch nicht: „Der Staat mag und soll tolerant sein; ihn geht die Religion nicht viel an; aber die Kirche muß im Innern ihr Bekenntnis festhalten." Nein, im Mittelalter und noch in altprotestantischer Zeit war auch der Staat intolerant; rechtem protestantischem Geiste aber entspricht es, daß auch die Kirche toleranter wird, der tatsächlichen Mannigfaltigkeit der in ihr vorhandenen religiösen Denkweise mehr Rechnung trägt als bisher. Hat protestantischer Geist sich zunächst nach außen wenden, den Staat durchdringen müssen, so steht ihm noch die Aufgabe bevor, stärker auch nach innen zu wirken, die evangelischen Kirchen mehr und mehr zu durchdringen, Gewissensfreiheit in den Kirchen zu schaffen. Wo die Gemeinschaft des Glaubens ganz verloren ginge, würde allerdings auch die Organisation nicht mehr zusammenhal-

ten. Aber die mit Ernst Christen sein wollen, haben gegenüber Not und Unrecht in der Welt unserer Tage so viel zu tun, haben so dringliche Aufgaben praktischen Christentums, daß sie recht große Verschiedenheit der Meinungen, große theologische Unterschiede untereinander ertragen können und sollen.

9

Luther hat sich oft heftig für die Geltung der ihm als allein wahr erscheinenden christlichen Dogmen eingesetzt. Aber er hat auch betont, daß der Christ immer im Werden bleibt. Und wenn unser christliches Leben unfertig ist, wird auch unser christliches Denken nie fertig sein, sich nie ganz festlegen können. Protestantisches Christentum ist, wenn man aus seinem Wesen die Folgerungen recht zieht, mehr Aufgabe als fertiger Besitz. Damit hängt das Andere zusammen: herrscht der Protestantismus, gibt es Freiheit der Gewissen, dann gibt es Wahrheit auf dem höchsten Gebiet immer nur für Personen; aber die Wahrheit wird dir und mir dadurch nicht weniger wert, daß sie deine und meine Wahrheit ist.

Daß Wahrheit und Freiheit zusammengestellt werden, ist uns aus Worten von ehernem Klang bekannt. In der Bibel heißt es: „Die Wahrheit wird euch frei machen", und eins der kräftigsten Dramen Ibsens schließt damit, daß beide zusammen als die Stützen der menschlichen Gesellschaft genannt werden. Würde der Wahrheit (oder dem, was man für Wahrheit hält) die Freiheit geopfert, so würde der Wahrheitssinn erstickt, die Wahrheit zum toten Besitz, zur Last, ja zur Lüge werden. Daß umgekehrt um der Freiheit willen die Wahrheit preisgegeben werden könnte, d. h. daß durch Gewährung der Freiheit ein geistiges Chaos entstünde, in dem alle Wahrheit verloren geht, diese Befürchtung läßt sich nicht zwingend widerlegen und sie ist durchaus ernst zu nehmen. Aber wer an einen Sinn der Geschichte glaubt, an einen Sinn des geistigen Lebens, wer an Gott glaubt, wer glaubt, daß das Sollen zuletzt in einem Seienden, einer sittlichen Weltordnung und ihrem Schöpfer ruht, der wird auch überzeugt sein, daß Fortschritte der Wahrheitserkenntnis und Fortschritte des sittlichen Lebens zuletzt einander nicht schädigen, sondern fördern werden. So gehören die Freiheit als sittliche Aufgabe und die Wahrheit als Ziel unseres Erkennens zusammen. Durch die Freiheit der Gewissen wird die Geltung der Wahrheit nicht aufgehoben, aber finden und halten läßt sich Wahrheit vom Höchsten nur, wenn die Gewissen Freiheit haben.

Kiel Hermann Mulert

Der Gegensatz von Seele und Geist

3. Ludwig Klages (Nietzsche, Seidel, Scheler)*)

Ob wir in einer zweiten, vertieften Nietzsche-Epoche stehen? Die erste Sturmflut verebbte noch vor dem Weltkrieg. Zarathustra wurde zwar neben Faust in die Schützengräben mitgenommen — ob auch gelesen? In der Furchtbarkeit des Kampfes gingen ja Geist, Seele und Leib zu Grunde. Ein Heroismus ohne Gleichen wollte doch nicht mehr Herrentum genannt werden, weil die Gemeinheit des Erlebten überwog. Der verzweifelten Stimmung nach dem Kriege entsprach jetzt erst die Minierarbeit Nietzsches gegen alle Ideale. Die alte Behauptung von Karl Marx, daß das Ideal sich blamiere an der Wirklichkeit; die Entzauberung, die Max Weber mit der Welt vorgenommen hatte, indem er alle geistigen Hochbauten über massiven Wirtschaftskämpfen als Ideologien auflöste, kam den Gedanken Nietzsches nahe, daß die unbewußten Lebenskräfte, die eben deshalb jenseits von Gut und Böse stehen, sich gern drapieren mit einer reizvollen Welt von Gedanken und Werten, um ihre Krallen in Weichheit zu bergen. Wenn der Idealismus sagte, daß eine Idee nie völlig in die Wirklichkeit einginge; daß es ihr nicht gefiele, ihre Fülle in ein einzelnes Individuum (und sei es noch so wertvoll) auszuschütten — das Christentum in seiner Entfaltung sei mehr als der persönliche Christus —; daß der Held sterben müsse, damit die Idee zu ihrer Gloriole käme, so wird jetzt der Spieß umgekehrt: die Idee bleibt stets hinter der Wirklichkeit zurück; nicht die Idee, sondern das glutvoll wirkliche Leben ist das Göttliche; kein Gedanke ragt je an die unendlich überragende Wirklichkeit heran; jeder Begriff, aber ebenso jede Idee, ganz gleichviel, ist zu kurz, ist schief, schielt nach Unwahrheit; wieviel Häute, in die die Menschen ein Stück Realität eingewickelt haben, muß man abziehen, um endlich zum Hasen zu kommen. Wie die Luft über den Bergen, so liegt der romantische Schimmer über allem Geschehen. Ein Starker oder eine starke, herrschende Gemeinschaft haben bestimmten Dingen, bestimmtem Handeln einen höchsten Wert zugesprochen. Wir wissen es ja alle, wie etwa die Phrase um den Krieg gerauscht hat, wie der Imperialismus vom Wachstum eines hochstrebenden Volkes phantasierte, damit wir es als selbstverständlich ansehen lernten, daß sogenannte „sterbende" Völker zu Boden sänken; wie raffiniert die Richtersprüche in ernste Güte für das Volksganze sich hüllten; wie die Geistlichen die Armut priesen als göttliche Ordnung; wie die Lüge nicht nur die Presse durchgiftet etwa mit prachtvollen Osterartikeln, sondern unser ganzes Wesen, Denken und Schreiben. Mit grausamer Hand riß Nietzsche ein gleißendes Gewand nach dem andern hinweg, um zu der lebenquellenden Roheit des Fleisches zu kommen; — freilich auch, um auf einmal dann den entgegengesetzten Weg zu gehen. Da doch schließlich Alles, auch das Denken und Meinen, aus der reinen Quelle des Lebens stammt: hat vielleicht das Leben selbst sich so köstlich bekleidet, um auf diese Weise desto leichtere Siege zu feiern? Ist die Lüge ein Kunstgriff des triumphierenden Lebens? Nicht die abgelebte freilich mehr, sondern die immer neu, zu neuen Hinterhalten und Überfällen ersonnene? Ist der starke Mann vielleicht gerade der, welcher die alten zerschlissenen Lügen durchschauend abtut, um nun selbst neue „Werte" zu prägen? „Wahrheiten sind Lügen, welche zum Leben nützlich sind", sagt Nietzsche. Denn es gibt nur relativ richtige Wahrheiten, d. h. solche, welche Kraft erhöhen. Was das Leben stärkt, ist gut; was es schwächt, ist böse. „Wenn ich etwas vor allen Psychologen voraus habe, so ist es der Rückschluß vom Werk auf den Urheber, vom Ideal auf den, der es nötig hat, von jeder Denk- und Wertungsweise auf das dahinter kommandierende Bedürfnis." „Ideale sind heilig gesprochene Lügen." Man könnte auch so sagen: Werte und Wahrheiten setzen ist eine Funktion des Lebens um des Lebens willen. Wo eine Wahrheit Kraft gibt, ist sie immer nur eine subjektive Gewißheit, braucht als solche also keine Lüge zu sein. Aber nirgends ist es klarer als bei „Gewißheiten", bei Überzeugungen, daß sie im Dienst des Lebens stehen, nicht im Dienst einer irgendwie möglichen objektiven Wahrheit. Und nur, um dies ein für allemal vorweg zu nehmen, sage ich jetzt: Nur insofern Jemand in einem Satz ein Stück seines Wesens, eine Erfassung erlebter Wirklichkeit ausspricht, ein Stück Welt mit seinem Auge betrachtet, hat dieser Satz einen Annäherungswert an die Wahrheit („ich bin die Wahrheit"), d. h. aber dann: an das Leben selbst („ich bin die Wahrheit und das Leben"). Im letzten Grunde ist das Leben, wie das Absolute (das es ist), unaussprechbar.

*) Neben Schriften von Prinzhorn (Nietzsche und das 20. Jahrhundert), Alfred Seidel (Bewußtsein als Verhängnis) und Scheler (Die Stellung des Menschen im Kosmos) weise ich auf folgende Schriften von Klages hin: Das Wesen des Bewußtseins (W. d. B.), Mensch und Erde (M. u. E.), Vom kosmogonischen Eros (V. k. E.), und besonders „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" (Ps. E. N.). Wesentliche Kenntnis von Nietzsche darf man dabei wohl voraussetzen. Das soeben erschienene Werk von Klages über Seele und Geist konnte nicht mehr benutzt werden.

In einer ungeheuren Fülle von tiefeindringenden Beobachtungen hat Nietzsche diesen seinen Grundgedanken dargestellt. Und eben weil er dabei immer auf die geheimnisvolle Psyche, auf das Lebensprinzip zurückging, nicht auf Gnosis, hat er den großen Umsturz der Psychologie vorbereitet, in dem wir uns befinden. Wilhelm Wundt etwa würde sein Antipode sein. Seele ist es, unbewußt triebkräftiger, nicht bewußtwollender Geist, worum es sich zuletzt handelt. Die triebkräftige Seele geht unbeirrbar ihren Weg; der bewußt wollende Geist leistet ihr Dienste, — und vielleicht nur Falschmünzerdienste? Um so billig zu schaffen, was das Leben sonst nur sehr teuer haben könnte? Die Tätigkeit des Geistes eine Sparsamkeit im Haushalt der Natur?

Mitten hinein in diese Problematik muß man Ludwig Klages stellen. Er ist ein Kenner Nietzsches ersten Ranges. Von früheren Denkern sind ihm bedeutsam Carus, Bachofen. Die Romantik (soweit sie nicht christlich ist; also mehr ein Urelement der Romantik) und natürlich Goethe; von den alten Philosophen nicht die Eleaten, mit ihrem Seinsbegriff, der sich in ewige Wahrheiten, die begrifflich zu erfassen sind, gliedert, sondern die Jonier und vor allem Heraklit mit seinem „Alles fließt", wobei natürlich nicht die Wahrheit, sondern das Leben der höchste Wert ist.

Unsympathisch ist mir an Klages die schroffe Beurteilung derer, die andere Wege laufen als er. Er bringt es fertig (bei Durchführung seiner Behauptung: alle Entdeckungen Nietzsches entstammten der heidnischen Seite seines Charakters, sämtliche Irrtümer der christlichen Seite!), kurzhin zu sagen (Ps. E. N. S. 180): „Alle gegenteiligen Meinungen beruhen entweder auf Oberflächlichkeit oder auf böser Absicht." Er redet vom „Stümper Fichte" (60), vom „phantastisch überschätzten Kant" (69), „von den knolligen Widersprüchen des Schopenhauerschen Weltanschauungsromans" (197), „Wer heute noch mit der scholastischen Naivität Kants sogenannte Vernunftkritik treibt, erhöht den Schimborasso tauber Nüsse" (148); er denunziert „die zähnefletschende Bissigkeit, fluchspritzende Giftigkeit und angriffssüchtige Bekehrungswut des paulinischen Christentums" (139). Da muß sich denn auch sein Liebling Nietzsche die Worte gefallen lassen (168): „Was er an lebenswissenschaftlichen Befunden Bestes, Tiefstes und Wahres zu bieten hatte, sind Fragmente einer Philosophie des Orgiasmus; was er übrigens bietet, taugt nichts."

Nietzsche hat ja auch entsetzliche Bannsprüche gefällt. Es ist verzeihlich bei einem, der Blitze schleudert wie ein feuerspeiender Krater. Bei Klages berührt es peinlich. Aber wir dürfen uns dadurch nicht irre machen lassen. Wir Theologen haben allen Grund, die Schärfe der Angriffe gegen das Christentum zu beachten. Aber vielleicht würde sich Klages gar nicht viel um das Christentum kümmern, das ihm eine innerlich erstorbene Religion ist, die freilich auch noch in ihrer Zersetzung Gift verbreitet, wenn er nicht unter der furchtbaren Vorstellung litte, daß auch Nietzsche noch bis in den Grund seines Wesens durch das Christentum verdorben ist, so daß Klages nun aus der Masse der Verwesung den zukunftsträchtigen Nietzsche erst herausarbeiten muß. „Die psychologischen Errungenschaften Nietzsches" gilt für Klages bedeutendstes Werk (von den feinen wertvollen Arbeiten über die Charakterologie sehe ich hier ab).

Ich verstehe, daß man Pein leidet unter der Vorstellung, daß der bewußt wollende Geist auf Lügen ertappt und dann gerade wieder die Kunst dieses Geistes bewundert wird, zu Gunsten des Lebens zu lügen. Hier ist in der Tat die bedenklichste Stelle im Gedankenbau Nietzsches. Der ehrliche Denker freut sich, alle diese Ideologien in ihrem Unwert zu erkennen, und daß die Ideale eines nach dem anderen aufs Eis gestellt werden. Und auf einmal kommen sie springlebendig als recht nützlich wieder in die Höhe. Entweder hat das Denken im Aufbau der Wirklichkeit einen guten Sinn, oder, wenn es immer wieder Lüge ist, muß es mit Stumpf und Stil ausgerottet werden.

Klages beschreitet den zweiten Weg. Die entscheidende Stelle findet sich Ps. E. N. 92: „Nietzsche hat auf die unvermeidliche Frage, woher denn im Menschen der zwecksetzende Wille rühre, diejenige Antwort nicht erteilt, die er gemäß seiner Lehre vom Fatum hätte erteilen müssen: daß dies zufolge einer außerweltlichen Macht geschehe, die das Leben befehde. Da wir selber diese spekulativ noch nicht dagewesene Anschauung und zwar uneingeschränkt vertreten, sei es uns gestattet, daran zu erinnern, daß es durchaus nur der Mensch der ‚christlichen Weltgeschichte' ist, der sich von ihr bis zur Fassungslosigkeit befremdet fühlt, während der ostasiatische Taoismus ihr zu widersprechen keinen Anlaß hätte." Wir ergänzen diesen Satz durch K. E. 64: „Die Geschichte der Menschheit zeigt uns den Kampf bis aufs Messer zwischen dem allverbreiteten Leben und einer außerraumzeitlichen Macht, welche den Leib entseelen, die Seele entleiben will: man nennt sie den Geist." W. d. B. 49: „Es streitet in uns das ursprüngliche Leben der Seele mit dem parasitären Leben des Geistes." M. u. E. 90: „Auch die höchste Kultur war bisher niemals noch etwas Anderes als ein längerer oder kürzerer Waffenstillstand im uralten Kampf von Geist und Leben, der erst enden wird, wenn Eins am Anderen verblutet ist."

Helfer im Streit ist für Klages Prinzhorn geworden. „Daß Klages seit der Jahrhundertwende zu den großen Anregern gehört, weiß man heute allmählich, wenn auch das Ausmaß seines direkten Anteils an den wenigen starken geistigen Leistungen dieser Zeit noch unterschätzt wird." Ferner der unglückliche Alfred Seidel, dessen fragmentarisches Werk „Bewußtsein als Verhängnis" Prinzhorn nach dem frühen Selbsttod Seidels herausgegeben hat; ein intellektualistisch grübelnder Denker, der zuletzt die völlige Zerfaserung des Lebens durch den Geist nicht mehr ertrug*).

Aber Klages ist der Überragende und für uns durch seinen fanatischen Haß gegen das Christentum Wichtige. Gegen das Christentum empören ihn zunächst die Schandtaten dieser Religion: Ketzerverbrennungen, Glaubenskriege, Ausrottung von Naturvölkern usw.; man braucht wirklich noch kein Zerrbild zu geben, um unsere Seele erschauern zu lassen vor dem, was „im Namen Jesu" getan worden ist. Vielleicht hat keine Religion so viel gehaßt wie das Christentum, freilich auch keine so viel geliebt. Es ist mir doch immer tief eindrücklich gewesen der Satz Friedrich von der Leyens am Ende seiner gelehrten und wundervollen deutschen Sagenbücher: „Wäre das Christentum nicht zu ihnen gedrungen, die Germanen alle (in Treue und Untreue, Ehre und Haß einander fressend) wären längst vom germanischen Boden verschwunden."

Aber nun ist das Christentum schier unlösbar verschmolzen mit der abendländischen Zivilisation. Und wie diese ganze Völker vergiftet hat und noch vergiftet (man kennt die Anklagen Albert Schweitzers), wie sie den Urzustand der Natur ausrottet und die Welt mechanisiert, das freilich kann ein flammendes Gemüt zum rasenden Zorn bringen. Wir kennen ja alle die Hilflosigkeit, wie wir in unserem Christentum etwa zum Kriege stehen, am hilflosesten wir Lutheraner oder wir Kulturprotestanten. Wenn diese furchtbare Epoche des Imperialismus einmal in abgeschiedene Zeiten versunken sein wird, wird sich das Christentum vom sinkenden Schiffe lösen können? Es tut uns not, daß uns auch feindseligste Bußprediger zornig auf die dunklen Seiten der Geschichte des Christentums hinweisen.

Dennoch, wenn schon Nietzsche, bei einigen leuchtenden Urteilen über Christus und das Evangelium, seines Vaters nie vergessend, doch überstiegene Urteile höchster Un-

*) Vgl. CW 1928, 9, 419 ff.

gerechtigkeit gegen uns häufen konnte, so überbietet ihn Klages, der zur Zeit, neben Arthur Drews, der große Hasser des Christentums ist. Ps. E. N. 61: „Stirner ist der letzte Wutschrei des christlichen Nihilismus." 93: „Verglichen mit der Weisheit Asiens wird die des gesamten Christentums zur elenden, wo nicht giftigen Kurpfuscherei." 128: „Die Verteufelung der Leibesschönheit gehört zu den Programmpunkten der Kirche." 148: „Unverfrorenheit", die Weltgeschichte („dieses lächerlich kurze Zwischenspiel des schreibfähigen Menschen") nach dem Jahre der Geburt des vermeinten Begründers zu rechnen. Das Christentum ist daran schuld, daß wir im Zeitalter des Untergangs der Seele stehen; daß dem Leben (Natur, Sinnlichkeit, Herz) der Geist (Wille, Tat, Logos, Nus, absolutes Ich, Gott) entgegengestellt wird. W. d. B. 51: „Was sind im Rahmen dieser Weltanschauung jene scheinbar Geschichte machenden Täter der Menschheit: Alexander, Hannibal, ... Karl der Große ..., Konfutse, Sokrates, Christus usw. Was sie bewußt erstreben, ist unermeßlich verschieden von dem, was sie tatsächlich erwirkten. Sie wissen nicht, was sie wollen." Das uralte mantische System der Astrologie gab tiefere Aufschlüsse als der lebenkasteiende Sündigkeitswahnwitz der Christenheit. Die Nächstenliebe wird (im kosmogonischen Eros) verhöhnt als die Liebe zum Lumpen. Das Wort aber „Gott ist Geist" offenbart das ganze Verhängnis des Christentums. — Daß Geist hier Pneuma, Pneuma aber vielmehr Kraft der Begeisterung und Lebenserhöhung, nicht aber logisches Denken bedeutet, und daß nach dem Evangelium gerade die Seele mehr wiegt als die ganze Welt, wird dabei freilich nicht beachtet.

Nun liegt aber die Sache so, daß Klages eine Vermählung des christlichen Geistes einerseits mit dem Willensgott Jahwe, anderseits mit dem Erkenntniswillen eines Sokrates und Plato beobachtet. Und hier kommt allerdings eine furchtbar ernste Frage, wie weit es, um seiner seelenerlösenden Kraft willen, Daueraufgabe des Christentums ist, sich von dem Herrscherwillen Jahwes, in dessen Namen man sich die Völker, auch mit grausamsten Mitteln, unterworfen hat, und von dem Erkenntniswillen Platos, durch den man aus lebendigen seelischen Kräften erstarrte Dogmen geschmiedet hat, zu lösen. Klages setzt Dionysos gegen Jahwe und Heraklit gegen Plato; er verwirft auch das platonische Jenseits, das im Christentum das beständige Kommen Jesu zu den Seinen und das Fortwirken der Toten mit den Lebenden (die echte Christusgemeinde ist Lebende plus Tote) verdrängte zu Gunsten einer Welt, die für uns mehr und mehr Phantasie geworden ist. So gut wie ich in Arthur Drews immer einen glühenden Hang zu echter Frömmigkeit entdeckt habe, der freilich im Haß gegen das übliche Christentum fanatisch erstarrte, so spüre ich jetzt in Klages einen lebenverzehrenden Schmerz über die Verdorrung alles Geschehens, gegen die auch das herrschende Christentum mindestens keine Hilfe mehr bietet. Der bewußte Wille allein tut es wirklich nicht. Die verborgen schaffenden seelischen Kräfte, auf deren Wunderwirken einst ein Meister Eckart hinwies, ein Jakob Böhme und Goethe, wollen sorgfältiger wieder bedacht sein. Daß der Körper in der Tat nur die sichtbar gewordene Seele ist und die Seele der Körper in der Fülle seiner Spannungen, getrieben zu ganz bestimmten selbstverständlichen Vollendungen; daß die geheimnisvolle Wirklichkeit größer ist als jede klarleuchtende Idee; daß der erschaute Charakter mehr bedeutet, als jedes Urteil über einen Menschen aus Schlüssen, logisch aus feststellbaren Tatsachen gewonnen; daß „die Mütter" der Urgrund der Dinge sind und die „Väter" nur sehr oft irrende geistige Helfer: — das alles wogt ja jetzt im Gefühl der Zeit immer stärker empor. Nur glaube ich, daß das Leben in der Urgemeinde und in den schöpferischen Epochen des Christentums, daß Augustin und Dante, Franziskus und Giotto, Meister Eckart und die Baumeister der Dome, Luther, Zinzendorf und die Quäker, Milton und Faust, die Romantik mit ihren Zentralsonnen Novalis und Schleiermacher den seelischen Triebkräften näher standen, als dem bewußt wollenden Geist. Auch Luther hat die Vernunft eine Hure genannt; und Orgiasmus kann in Ekstasen, in franziskanisch überwallender Liebe sich ebenso gut zeigen wie in einer Himmel und Erde heiß umfassenden Spekulation. Dionysos hat im Christentum niemals gefehlt. Jede gläubige Behauptung von Gottes Gnade, von der abgrundtiefen, freilich sehr verborgenen Güte der Schöpfung, von der Verlorenheit der Menschheit und einer unfaßbaren Erlösung ist nicht klug erdacht, sondern dionysisch und überschwänglich erfaßt (Dionysos ist bei Klages der Gegensatz zu Jahwe).

Nun ist freilich unleugbar, daß in alten Religionen der Kultus nichts Anderes will, als das, was im innersten Wesen des Volkes seelisch erlebt wurde, bildhaft zum Ausdruck bringen und die letzte Einheit des Volkes im Kreis um dieses Symbol herbeiführen. Wer vom Kultus sich löste, war vom Volk gelöst. Er verfiel dem Barbarentum. Kultus und Kultur waren damals wesentlich dasselbe. Daß auch unser Kultus wieder in strengerem Sinne bildhafte Darstellung der christlichen Grundanschauung werde; daß man den fortwachsenden Lebenstrieb des Christentums überhaupt nicht geistig, d. h. begrifflich auseinanderlegen könne; daß gerade das geistigste Evangelium, das vierte, den entscheidenden Ausdruck geprägt hat: Wer mich siehet, der siehet den Vater; daß auch der große Dialektiker Paulus, wenn er bekehrte, „Christus Jesus vor die Augen malte, als wäre er unter euch gekreuzigt" — das alles sind Gedanken, die uns wieder recht nahe liegen. Und wenn wir dennoch im Kultus die Predigt beibehalten, so soll sie eben nicht ein Dogmatisieren, Rationalisieren und Moralisieren sein, sondern ein Zeugnis; eine bildhafte Anschauung des religiösen Elementes gewähren nach Art eines Kunstwerkes. Alle Offenbarung ist Darstellung von geschautem (unerschöpflich wachsendem) Leben in Bildern. Die Intuition ist der einzige Zugang zur Welt der wahren Wirklichkeit.

Aber nun verband sich mit dem Christentum der Geist, d. h. bewußter Wille. Das Christentum wollte nicht nur darstellen, sondern wirken; beglücken, segnen, sittlich erneuern. Es lebte zugleich in dem Bewußtsein, nicht nur der Volksseele zu gelten, sondern der Menschheit. Es wurde mit dem Missionsgedanken geboren. Dieser war da vor Paulus, aber er fand in ihm seinen genialsten Vertreter. Dabei hat sich das Christentum noch in seinem Begründer gegen die bloße Bekehrungs*wut* gewendet: „Ihr Heuchler, die ihr Land und Wasser umziehet, daß ihr *einen* Judengenossen macht." Es hat bei Bekehrungs- und Ketzergewalttaten auch immer wieder Schamgefühle empfunden. Daß nur „die Oberen Gewalt brauchen", Christus aber „dienen" will, stand fest, so sehr man dagegen gesündigt hat. Nun wendet sich die Folge dieser Sünde gegen das gesamte Christentum; aber es ist nicht daran schuld, daß man es in sein Gegenteil verkehrt hat und heute noch etwa in einem Unterricht, der die Gewissen vergewaltigt, und in Konfirmationen, die Bekenntniszwang ausüben, schwelgt. Warum haben wir nicht alle einen Schrei der Entrüstung ausgestoßen, als man den Tod der Missionare durch die Hand der Boxer mit europäischen Kanonen rächte? Unsere Schuld ist groß; die Krönung Jesu durch das Kreuz haben wir, wie oft, vergessen!

Aber die Tatsache bleibt unerbittlich bestehen, daß sich das Christentum bewußt ausdehnen (also nicht nur einfach pflanzenhaft wachsen) will, *nur nicht durch Gewalt*. Und wenn Nietzsche sagt: alles Leben sei Wille zur Macht, und wenn darauf Klages erwidert: dieser Machtanspruch des Lebens stamme bei Nietzsche aus dem Christentum, so bin ich bereit, das zuzugestehen — nur daß auch Nietzsche auf das Äußerste sich dagegen wehren würde, daß Macht haben wollen heiße Gewalttaten begehen. Tausendfach ist

Nietzsche so mißverstanden worden von denen, die gerade sein letztes (nachgelassenes) Werk, den „Willen zur Macht", nicht gründlich kennen. Wille zur Macht heißt bei ihm nichts Anderes als: Wille zu wirken. Und die gesamte christliche Ethik besteht allerdings in diesen zwei Gedanken: Erhöhung des Willens zu wirken und Erhöhung des Willens zur Geduld, d. h. auf sich wirken zu lassen. Diese Steigerung ist eine durchaus bewußte (Gott wirkt durch uns, und Gott wirkt auf uns), und so ist das, was Klages den Geist nennt, vom Christentum allerdings nie zu scheiden und Nietzsche in der Tat gerade in seinem Hauptgedanken nicht Kind des Heidentums, sondern Kind des Christentums.

Aber wollen wir diesen Geist wirklich aus der Welt schaffen? Oder, wenn dies nun nicht mehr möglich ist, trauervoll uns darein ergeben, daß der bewußt wollende Geist das traumhaft in seiner Schönheit sich entfaltende Leben allmählich erstickt? Wollen wir zu dem Mythus uns bekennen, daß der Geist von einem feindseligen Kosmos in unseren Kosmos eingebrochen ist, um die süße Gemeinschaft von Seele und Leib zu zerstören? Wir sahen, wie Carus und Bachofen schwankten, ob sie dem unbewußten oder dem bewußten Leben den Vorzug geben sollten; aber beides stammt für sie doch aus Einer Wurzel. Der grausame Dualismus, dem Klages energisch huldigt, bedeutete für sie doch nur eine Spannung, eine Polarität innerhalb Einer Welt. Auch der Geist stammt aus ihren letzten Tiefen.

Aber da nun alle diese Männer, Goethe, die Romantiker, Carus, Bachofen, Nietzsche, Klages das schöpferische und darum ewig wandelbare Leben zum Oberbegriff machen, darf auch der Geist (eingeschlossen Willensziele und Erkenntniswahrheiten) nur eine Funktion des Lebens sein. Niemals würden sie Schopenhauer zustimmen, daß der endlich erwachte und den entfesselten Trieben nachstürmende Geist dem Sturm des Lebens zuletzt ein für allemal Halt gebietet. Sondern so goethisch geschlossen ist das Weltbild etwa eines Carus, daß alles Geschehen sich einem allgemeinen Sinn oder, wie wir nun besser sagen, sich einem geheimnisvollen Rhythmus unterordnen muß. Wir, die wir auf die Seite dieser Entwicklung treten, die ihren Höhepunkt doch in Goethe hat, empfinden in Klages das enfant terrible, das das Kind mit dem Bade ausschüttet, gestatten aber auch nie mehr, daß das Leben durch das Denken vergewaltigt werde. Der Geist ist Funktion der Seele, nicht mehr. Die Seele bleibt der Charakter gebende Trieb der Entfaltung.

Vielleicht darf ich zum Schluß noch auf einen Mann hinweisen, der leider 1928 als Philosoph in Köln starb, eben als er sich anschickte, die Summe seines Lebens in einem letzten Werk zu ziehen, in dem eine vollkommen neue Anschauung des Menschen dargeboten werden sollte. In einer umfänglichen Broschüre durfte Max Scheler wenigstens noch den Kern seiner Gedanken aussprechen: „Die Stellung des Menschen im Kosmos", 1928 bei Reichl, Darmstadt, erschienen. Scheler ist tief christlich religiös, wenn auch (von Haus aus Katholik) mehr und mehr bloßen äußeren Bindungen sich entwindend. Aber doch eben positiv christlich und darum auch für uns Theologen sehr bedeutsam, da zugleich das Weltgebiet, das er durchdacht hat, unermeßlich groß ist. Sein Tod erscheint mir geradezu tragisch. Auch er schränkt die Bedeutung des Geistes und des bewußten Willens stark ein. Der Geist ist ein „Attribut des Seienden, das im Menschen manifest wird, in der Konzentrationseinheit der sich zu sich sammelnden Person." Wie der Geist, der an sich ohne jede Macht ist, dennoch zur Macht kommt innerhalb des psychophysischen Lebens, muß man bei Scheler selbst lesen, dessen Büchlein ich zum Studium gar nicht genug empfehlen kann (wie überhaupt seine als „Schriften" erschienenen Vorträge). Er geht nun auch auf Klages und dessen „an feinen Beobachtungen reichen Schriften ein". Aber er führt alles Gewaltsame auf eine mögliche letzte Harmonie zurück. „Geist und Leben sind aufeinander hingeordnet, und es ist ein Grundirrtum, sie in eine ursprüngliche Feindschaft oder einen Kampfzustand zu bringen." „Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste" (Hölderlin).

Dresden Carl Mensing

Zur Bibelauslegung

1. Ein Mahnruf — 2. Die Wandlungen der Exegese — 3. Die gegenwärtige Sachlage — 4. Unsre Aufgabe

1. Ein Mahnruf*)

Unter dem Titel „Jesus und die Rhetorik" ist kürzlich eine kleine Schrift erschienen, Ferdinand Kattenbusch gewidmet, die ich allen, die eine rechte Schriftauslegung wünschen, von Herzen empfehle. Nicht nur wegen der einzelnen, kritischen und exegetischen Beispiele (S. 32 bis 56), die zum Teil sehr lehrreich sind, und wegen des Abschnitts über die Gleichniserzählungen (S. 56—70), der manches Beachtenswerte enthält, sondern vor allem wegen der Abschnitte über „hermeneutische Grundsätze" (S. 1—21) und „kritische Voraussetzungen" (S. 21—31), in denen die Gesamtfrage der richtigen Schriftauslegung aufgerollt wird. Das ist zweifellos bedeutsam und wünschenswert in unserer Gegenwart, in der durch die neueste Entwicklung die Stellung der evangelischen Theologie zur Heiligen Schrift wieder in den Vordergrund gerückt ist. Ich brauche nur Namen wie v. Dobschütz, Barth, Gogarten, Bultmann, Traub, Girgensohn und Macholz zu nennen und daran zu erinnern, daß der erste deutsche Theologentag in Eisenach sich ganz wesentlich mit diesem Problem beschäftigt hat. Auch die diesjährige Gießener Konferenz hat dies Thema auf ihre Tagesordnung gesetzt**). Freilich hat man bislang den Eindruck, daß die Erörterungen sich hauptsächlich um die Stellung der Exegese zur systematischen Theologie bewegen.

Der Verfasser der oben genannten Schrift, Pastor i. R. Gustav Wiesen in Göttingen, hält sich durchweg an das methodologische Problem. Er greift freilich den gesamten Zusammenhang nur von Einer Seite an, und nicht alle seine Ausführungen sind ohne Weiteres einleuchtend und entscheidend. Aber er bietet aus jahrzehntelangem Studium und vielseitiger praktischer Erfahrung doch eine Fülle von Stoff und von Fragestellungen von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus, und es lohnt mit ihm sich auseinanderzusetzen.

Wiesen lehnt die alte Inspirationslehre als Voraussetzung einer richtigen Exegese rundweg ab. Die Bibel ist nach denselben Grundsätzen und derselben Methode auszulegen wie jedes andere Stück der Literatur. Damit erneuert er den Standpunkt, den Schleiermacher in seiner Hermeneutik (1838 von Lücke herausgegeben) vertreten hat. Aber zugleich erneuert er die andere von Schleiermacher betonte Forderung, daß die Schrifterklärung, wenn sie im wirklichen Sinne wissenschaftlich sein wolle, sich nicht auf die grammatische Erklärung des Wortlauts zu beschränken, sondern zugleich unter grundsätzlicher und gründlicher Berücksichtigung der Psychologie und der Rhe-

*) Jesus und die Rhetorik. Zur Würdigung der Schleiermacherschen Auffassung der biblischen Hermeneutik. Von Gustav Wiesen. Leipzig, Buchhandlung Klein 1928. 80 S. 2.40 M. — Vgl. Wiesens Artikel in CW 1925, 7/8, 183 f. und 1926, 21, 1070 f.

**) Die Konferenz hat inzwischen am 30. Mai getagt. Hoffentlich wird der besonnene, inhaltsreiche und geistvolle Vortrag von Lic. Fascher über „Das Problem der Exegese in der Gegenwart" bald durch den Druck der Öffentlichkeit zugänglich. Er erörterte vor allem die grundlegenden, begriffsmäßigen Voraussetzungen der Exegese, und zwar in ausführlicher Auseinandersetzung mit den neuesten philosophischen, systematischen und kritischen Strömungen (Heidegger, Wobbermin, Bultmann u. A.). Bei der kurzbemessenen Zeit kamen leider die eigenen beachtenswerten Darlegungen nicht zur vollen Geltung, zumal der Mangel an konkreten Beispielen das Verständnis erschwerte.

torik das rechte Verständnis, d. h. also den Sinn des Wortlauts festzustellen habe. Dabei handelt es sich nicht um einen doppelten, sondern um einen einfachen Schriftsinn. Wohl kann das Verständnis der Hörer oder Leser gegenüber denselben Worten sehr verschieden sein; der Redende oder Schreibende selbst aber kann nur Einen Sinn gewollt haben, und diesen müsse der Ausleger zugleich grammatisch und rhetorisch klarstellen. Die bloß grammatische Auslegung nehme den Worten die Freiheit und die Kraft, erst ein kongeniales Verständnis sichere den wahren Sinn. Wortlaut und Sinn müssen sich gegenseitig erklären. Es sei nicht nur das Ganze aus dem Einzelnen, sondern umgekehrt auch das Einzelne aus dem Ganzen zu verstehen. Der Ausleger muß feststellen nicht bloß, was gesagt ist, sondern was gemeint ist. Es handelt sich um die Auslegung religiöser Schriften, dabei sei religiöses Verständnis die unerläßliche Bedingung.

2. Die Wandlungen der Exegese

Wie viele Wandlungen hat die Erklärung des Neuen Testaments im Laufe der letzten 70 Jahre erlebt! Wie viele Wellen sind an uns vorübergerauscht*)!

In unserer Jugend herrschte noch in weiten theologischen Kreisen die alte Inspirationslehre. Ihren Anhängern galt die Bibel als unfehlbares, irrtumsloses Gotteswort, ihr Buchstabe als heilig, aber der notwendige Ertrag der Schrifterklärung war ihnen das kirchliche Dogma. Der Buchstabe war umzudeuten, und der gewünschte Sinn künstlich zu gewinnen. Eine wirklich einwandfreie Sicherheit und Gewißheit ließ sich so doch nicht erreichen. Das Ergebnis war nicht ein volles Verständnis für die reine Mannigfaltigkeit und die warme Lebendigkeit des Inhalts der Schriften, sondern vielmehr Vereinerleiung, Armut, Harmonisierung. Die Methode der Exegese hatte etwas Advokatenhaftes, zuweilen etwas Sophistisches. Gesucht und gefunden wurde in erster Linie nur das, was dogmatisch zu verwenden war. Wie lange hat es gedauert, bis auch das Ethische, das Gemeindliche, das Soziale, das Persönliche einigermaßen beachtet und gewürdigt wurde! Die Schrifterklärung war oft genug lebensfremd, kalt, kraftlos, geistlos.

Aber längst hatte sich demgegenüber die historisch-kritische Schriftauslegung siegreich durchgesetzt. Es war das Verdienst der Tübinger Schule, in großzügiger, planvoller und feinsinniger Weise mit der geschichtlichen Auffassung der Heiligen Schriften Ernst zu machen und auf sie die allgemeingültigen Regeln der geschichtlichen Forschung vorbehaltlos anzuwenden. Man suchte tapfer die Wirklichkeit, aus der und in der die Schriften entstanden waren, und ihren geschichtlichen Sinn und Zusammenhang. Freilich urteilte man oft nach subjektiven Eindrücken, philosophischen Schemata und nach den Gesichtspunkten späterer Zeiten. Von dem Unterschied zwischen Apostelgeschichte 15 und Galater 2 ausgehend, entwarf man nach dem berühmten Hegelschen Schema das Bild der apostolischen Zeit im Ganzen wie im Einzelnen. Nun wurden bald die Fragen der Neutestamentlichen Einleitung, besonders die Verfasserfrage, die wichtigsten. Als wesentlicher Ertrag der Exegese galten die „Lehrbegriffe" der einzelnen Schriften und ihre Verwertung für die Dogmatik, außerdem, mit Hilfe der Phantasie erzeugt, die Darstellungen des Lebens Jesu. Gewiß hat die historisch-kritische Auslegung viele Fehler gemacht; aber indem sie diese dann wieder selbst korrigierte, hat sie doch immer mehr ihr Recht erstritten, auch in dem Lager ihrer Gegner, hat gewisse feste Ergebnisse sicher gestellt und jedenfalls das Verständnis der Heiligen Schrift außerordentlich gefördert und befruchtet.

Aber befriedigt hat sie nicht überall, zumal in ihrer Zersplitterung und ihrer Unsicherheit. Daher haben Manche versucht, das Ziel der Inspirationslehre, nämlich die Gewißheit des göttlichen Wortes, mit der Freiheit frommer Forschung zu verbinden. Tobias Beck, in seiner Ausbildung und Theologie ein genialer Dilettant, hat verstanden, durch seine Persönlichkeit und seine „Expauken" in diesem Sinne zu wirken. Eine dauernde Einwirkung auf die Art der Schriftauslegung hat er nicht gehabt, auch nicht in der Form der von Robert Kübel systematisierten „pneumatischen" Exegese. Ein richtiger Gedanke, nämlich der Notwendigkeit der Kongenialität des Auslegers, liegt im Grunde. Aber „pneumatische Exegese" läßt sich wohl fordern: theoretisch festlegen und methodisch beschreiben läßt sie sich nicht. Und wer kann entscheiden, wo sie vorhanden ist und wo sie aufhört? Auch in der neuesten Zeit, z. B. von Girgensohn wieder vorgetragen, hat die Forderung einer „pneumatischen" Exegese keine besseren Aussichten.

Albrecht Ritschl hat die Tübinger Anschauung vom apostolischen Zeitalter durchbrochen und widerlegt. Er hat gezeigt, daß das älteste Christentum mannigfaltiger und weniger an ein Schema gebunden gewesen ist, als die Tübinger behaupteten, und die Unterschiede und Einflüsse im Urchristentum vielseitiger und reicher. Aber in der eigentlichen Methode der Exegese hat er keine Änderung herbeigeführt. Auch er hat „Lehrbegriffe" der biblischen Schriftsteller dargestellt und in der Auslegung und Verwertung der Heiligen Schrift oft die Lokalmethode walten lassen, — nur in selbständigem Sinne. Er hat versucht, im Unterschied von der andern altchristlichen Literatur die Einzigartigkeit der Neutestamentlichen Schriften durch ihr besonderes Verhältnis zum Alten Testamente zu begründen. Indes ist ihm dieser Nachweis doch wohl nicht geglückt; in Wirklichkeit sind die Grenzen zwischen den Neutestamentlichen und den andern altchristlichen Schriften von Anfang an fließend gewesen.

Einen großen Gedanken und Plan hat der Erlanger von Hofmann an die Exegese hervorgebracht und mit der Kraft seiner geistvollen Persönlichkeit nachzuweisen und durchzuführen getrachtet: die Bibel sei ein einheitlicher, lebendiger Organismus, dem kein einziges seiner Glieder fehlen dürfe. Aber gerade das läßt sich nicht einwandfrei nachweisen, und für solch ein Unternehmen reichte auch die Kraft und der Scharfsinn des bedeutendsten Theologen nicht aus. Zugleich aber ist die zusammenhängende und reflektierende Art der Hofmannschen Exegese schwerfällig und unpraktisch. Deshalb hat er wohl Schüler gehabt, aber eigentlich keine dauernde Wirkung mit seiner hermeneutischen und exegetischen Methode.

Von größter Bedeutung für die neutestamentliche Auslegung wurde die planvolle und gründliche Erforschung der altchristlichen Literatur (durch Hilgenfeld, Lipsius, Zahn, Harnack, Jülicher u. A.) und das Aufblühn der vergleichenden Religionswissenschaft. Jene wurde durch zahlreiche Funde, sprachliche Fortschritte und scharfsinnige Untersuchungen und Sammlungen, diese durch den modernen Weltverkehr, die christliche Mission, die Entwicklung der Geschichtswissenschaft, die Sprachvergleichung und Religionskunde gefördert. Die Einwirkung dieser Forschungen auf die neutestamentliche Auslegung war begreiflich und notwendig, auch fruchtbar und wertvoll, — man denke nur an Gunkel und Troeltsch, Otto und Bousset. Wie viele Parallelen formaler und sachlicher Art, wie viele Möglichkeiten des Zusammenhangs und der Entwicklung sind uns so klar geworden! Aber die religionsgeschichtliche Welle hat — darin stimme ich Holl bei — wohl schon ihren Höhepunkt erreicht. Wir haben andere Religionen besser kennen und würdigen gelernt; aber die Einzigartigkeit des echten

*) Um der Geschlossenheit und Kürze der Darstellung willen beschränke ich mich — wie manche andre Autoren der letzten Zeit — auf das Neue Testament, ohne zu verkennen, daß die Exegese des Alten Testaments dieselben oder ganz ähnliche Probleme bietet, hochbedeutsame Anregungen und Ergebnisse (z. B. durch Wellhausen, Duhm, Kautzsch, Gunkel) hervorgebracht und die neutestamentliche Auslegung stark beeinflußt und reich befruchtet hat.

Christentums und der Wert der Bibel ist nicht erschüttert. So geistvoll Bousſets Aufriß der ältesten Geschichte des Christentums ist, so scheint er mir doch in mehr als einer Hinsicht zweifelhaft: die Datierung und der wirkliche Sinn der herangezogenen außerchristlichen Schriften ist oft genug unsicher, die Verbindungslinien sind keineswegs deutlich nachweisbar, das besondere antiochenische Christentum vor Paulus ist eine künstliche Konstruktion, die Deutung des vierten Evangeliums (vor allem Kap. 6) durch Mysterienwesen und Gnostizismus sehr anfechtbar. Man kann wohl überhaupt den Grundsatz aufstellen: Wenn man bei einer neutestamentlichen Stelle die Wahl hat, sie entweder aus dem Mysterienwesen und einer heidnischen Religion oder aus dem Alten Testament und der jüdischen Literatur zu erklären, so ist der letztere Weg zweifellos vorzuziehen. Was z. B. Perdelwitz zur Erklärung des ersten Petrusbriefes aus dem Mysterienwesen heranzieht, erscheint durchaus gekünstelt, wenn man die Beziehungen dieses Briefes zum 34. Psalm kennt.

In der ganzen Zeit, seit die historisch-kritische Exegese als die eigentlich „wissenschaftliche" anerkannt war, hatte sich daneben eine besondere, sogenannte „praktische" Auslegung entwickelt, die unmittelbar auf die Aufgaben des Pfarramtes und die Probleme der jeweiligen Gegenwart Rücksicht nahm und den sittlich-religiösen Ertrag der biblischen Schriften namentlich für die Predigt in bequemer Form zusammenfaßte, — zuweilen von gutem wissenschaftlichen Verständnis getragen, zuweilen aber auch ohne wirklich wissenschaftlichen Sinn einfach der Überlieferung folgend. Die meisten Kandidaten und Pfarrer hielten sich nach ihrer Universitätszeit an diese „praktischen", nicht aber an die „wissenschaftlichen" Kommentare, weil die letzteren ihnen für ihre Arbeit an Stoff und Stimmung zu wenig boten. Es waren Ausnahmen, wenn Männer wie Tholuck und in den letzten Jahrzehnten Schlatter, Weinel und Niebergall mit wissenschaftlichem Sinn das Verständnis für die Aufgaben des praktischen Amtes und die Gabe volkstümlicher Darstellung verbanden. Ein großzügiger Versuch, die heiligen Schriften in ihrem eigentlichen Sinn zusammenhängend nicht bloß für die Theologen, sondern auch für gebildete Laien verständlich, brauchbar und fruchtbar zu machen, ist die zuerst von Johannes Weiß herausgegebene „Gegenwartsbibel", an der sowohl für das Neue wie für das Alte Testament eine Reihe der hervorragendsten Forscher mitgearbeitet haben.

Seit dem Beginn unsers Jahrhunderts haben wir bereits wieder eine Reihe neuer Wellen in der Exegese erlebt. Neben v. Sodens textgeschichtlichen Forschungen haben vor allem Deißmanns Arbeiten Anregungen gegeben. Er hat die Scherben und Schutthaufen Asiens und Ägyptens zum Reden gebracht. Er hat besonders deutlich gemacht, daß die neutestamentlichen Schriften nicht mit der klassischen griechischen Literatur zu vergleichen sind, sondern aus den Kreisen des einfachen Volkes stammen und nach dessen Verständnis auszulegen sind. So hat er manches „Licht vom Osten" und manche neue Deutung gebracht. Ob alle diese letzteren stichhaltig sind, steht dahin.

Viel versprochen hatte man sich von der Religionspsychologie. Allein mir scheint, daß auf diesem Gebiete die allgemeinen Theorien und Forderungen bisher zahlreicher gewesen sind als die wirklichen Ergebnisse für die Erklärung des Neuen Testaments. Am meisten verdient in diesem Zusammenhang Johannes Müller Erwähnung, der aber eine besondere Nummer für sich bildet. Er betont von jeher — und das ist ein großes Verdienst — den einzigartigen Wert der Persönlichkeit und zieht daraus die Folgerungen. In diesem Sinne ist seine Schrifterklärung echt sittlich-religiös, zugleich individuell und universal, zumeist auch von wissenschaftlichem Sinn getragen, einheitlich und verhältnismäßig einfach. Leider hat er — anscheinend in der Meinung, damit die Unkirchlichen leichter für Religion und Sittlichkeit zu gewinnen — die Bibelerklärung dazu benutzt, in unnötiger und ungerechter Weise die kirchliche Frömmigkeit, die Frömmigkeit der „Beharrenden", mehr oder minder als Heuchelei hinzustellen.

Der letzte Ausläufer der historisch-kritischen Auslegung ist die formgeschichtliche Betrachtung der Evangelien, vertreten durch Dibelius, Bultmann, Bertram, Karl Ludwig Schmidt und Andere. Sie fordert, daß man bei der Schriftforschung viel mehr, als geschehen, auf die literarische Form achte und daraus grundlegende Folgerungen ziehe. Sie vergleicht die Evangelien mit allen möglichen ähnlichen Literaturerzeugnissen, wobei mir nur aufgefallen ist, daß die ähnlichste Parallele — die Gespräche des Konfuzius (Lun Yü) — überhaupt nicht erwähnt ist. Man versucht hier zuweilen in sehr kühner Weise und nicht ohne Selbstwiderspruch, die Berichte der Evangelien aus den Bedürfnissen der ältesten christlichen Gemeinden zu erklären, eine Auffassung, die in jedem einzelnen Fall leicht zu behaupten, aber schwer zu beweisen ist. Ich fürchte, daß als Gesamtergebnis der Eindruck der allergrößten Unsicherheit sowohl der evangelischen Überlieferung wie der exegetischen Methode zurückbleibt.

In den letzten zwei Jahrzehnten haben mehrere Ausleger, an ihrer Spitze Fiebig und Bornhäuser, versucht, der neutestamentlichen Exegese frisches Blut und neue Gesichtspunkte zuzuführen durch Heranziehung des Rabbinismus und des Talmud. Daß auch diese Gebiete wichtig und fruchtbar und vielleicht bislang ungebührlich vernachlässigt sind, ist nicht zu bestreiten. Bilden sie doch den Hintergrund und das Gegenstück des Wirkens Jesu und die Voraussetzung für die Entwicklung des Paulus. Man wird also für jede Förderung von dieser Seite dankbar sein. Allein ich habe den Eindruck, daß der wirkliche Ertrag für das Verständnis der Evangelien und der paulinischen Briefe doch nicht so erheblich ist, wie jene Forscher meinen, Im Einzelnen ergeben sich allerlei interessante Erkenntnisse, Vergleiche, Anknüpfungspunkte und Maßstäbe. Aber im Ganzen hebt sich doch Jesu Rede und Wirksamkeit gewaltig ab von den Methoden, Problemen und Gedankenreihen der rabbinischen Überlieferung. Zudem ist die Zeitbestimmung der letzteren in ihren Beziehungen zum Neuen Testament recht unsicher.

Mit dem Anspruch, etwas ganz Neues und endlich das Richtige zu bringen, ist die Schrifterklärung der dialektischen Theologie auf den Plan getreten. Man kann sie aus den Erschütterungen des Krieges und der Nachkriegszeit, aus der Unterbrechung der zusammenhängenden theologischen Forschung und aus der Sehnsucht nach dem klaren, durchschlagenden Gotteswort, nach einer Offenbarung und Erlösung von oben her, völlig verstehen. Die Einzigartigkeit und religiöse Kraft der Bibel soll zur Geltung kommen. Der Kanon, der doch erst in mehreren Jahrhunderten und unter mancherlei Kämpfen zustande gekommen ist, wird als göttliches Werk einfach vorausgesetzt. Alle geschichtlichen Fragen erscheinen ziemlich gleichgültig, alle historisch-kritische Forschung des letzten Jahrhunderts in Methode und Ergebnissen so gut wie belanglos. Gott allein will reden, der Mensch soll sich in jeder Hinsicht als Nichts fühlen. Mit souveräner Vollmacht wird nun z. B. von Karl Barth die Auslegung des Römerbriefs vorgetragen. Um nur Einiges zu nennen: eine einleitende Untersuchung über den Brief fehlt; die Überschriften in der gegebenen Übersicht machen einem modernen Journalisten alle Ehre, geben aber den Sinn und Gedankengang des Paulus schlechterdings nicht wieder; der „Glaube" wird immer aufs Neue rein negativ, als „Hohlraum" oder Einschlagstrichter geschildert, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde, das Recht dazu zu beweisen; die „Kirche" wird ohne Weiteres Israel gleich gesetzt; der letzte Vers des zwölften Kapitels wird

ganz willkürlich und gegen den Zusammenhang mit Kapitel 13 verbunden, um damit alle möglichen modernen und aktuellen Fragen zu beurteilen; die Prädestination wird aus einer konstruktiven Nebenlinie eine Hauptsache usw.! Nicht was Paulus gemeint hat, wird festgestellt, sondern es wird dekretiert, wie im Sinne Barths oder besser Kierkegaards Paulus zu verstehen sei. Immer dieselben Gedanken, und zwar meistens ablehnende und negative Gedanken, werden über die Christenheit ausgeschüttet. Ich kann mir nicht vorstellen, wie junge Theologen so Fähigkeit und Freudigkeit gewinnen sollen, über Texte aus dem Römerbrief zu predigen. Wer die Bibel als das untrügliche Wort Gottes betrachtet, sollte sich wahrlich mehr um das bemühen, was sie wirklich sagt und meint.

Damit beende ich meine Übersicht*). Sie zeigt, wie vielen und wie wechselnden Einflüssen heutzutage die Bibelerklärung ausgesetzt ist. Es zeugt von der Lebenskraft der Bibel, daß sie allen solchen, meist von außen her kommenden Einflüssen zugänglich und gewachsen ist. Jede der geschilderten Wellen hat ihr relatives Recht und bringt eine gewisse Fruchtbarkeit mit sich. Aber hinter ihnen allen erhebt sich doch immer wieder die grundsätzliche Frage nach dem eigentlichen Wesen der Schrifterklärung. Darum ist es dankenswert, wenn die Aufgabe der Hermeneutik in der Gegenwart alles Ernstes neu erörtert wird. Fortsetzung folgt

Frankfurt a. M. Wilhelm Bornemann

Evangelische Ferienfahrt nach den Bibelländern

Ich müßte die Gesichter einiger unserer liebsten Reisegefährten, zum Beispiel des deutschböhmischen Buchhalters und des Dresdener Predigers hier aufmalen können in der ganzen Seligkeit, in der sie aufleuchteten, als wir nach beschwerlichem Aufstieg von der Straße Nazareth-Tiberias her den „Berg der Seligpreisungen" erstiegen hatten und aus einem Evangelienbuch die Bergpredigt Jesu lasen. Da brauchte ich weiter gar nichts mehr zu sagen. Wunderbares Frühlingsgrün und eine Blütenpracht sondergleichen, das Gras, von dem Jesus gesprochen, die „Lilien des Feldes" bedeckten schmückend das Geröll der großen und der kleinen Steine, die uns den Weg so schwer gemacht, daß die Meisten lieber drunten auf der fernen Straße bei den Wagen warteten und Einige mitten im Aufstieg erschöpft und matt zurückblieben. Der weite, weite blaue Himmel, die galiläische Berglandschaft nah und fern, der Spiegel des Sees Genezareth jenseits der seligen Ebne, die Jesus so oft mit seinen Jüngern durchwandert hat — —

Wir waren zuerst in Ägypten gewesen; wir wollten den weiten Weg Gottes durch die Menschheit von Jahrtausenden her sehen. Lange vor der Zeit des Moses wollten wir anheben. Moses sah Gott in der Gestalt des brennenden Dornbusches. In welchen Gestalten sahen ihn die Menschen vor ihm? Wo Menschen waren, ist auch immer Gott gewesen. Die Menschen müssen damals von Gott den Eindruck einer ungeheuren Gewalt empfunden haben. Was sie unter diesem Eindruck gestaltet haben, die Riesentempel, die in den Maßen des Himmels und der Erde aufgetürmten Pyramiden, die Ungetüme der Sphinxe, die Kolosse der Menschen- und Tierbilder, die magische, faszinierende Gewalt, die heute noch aus den Augen ihrer Schöpfungen erschreckend und erschütternd wirkt, das ist nicht nur eitles, heidnisches Menschenwerk, sondern das sind Antworten auf die Offenbarung Gottes an die Menschen jener Tage, aus deren Gewalt wir auf die Gewalt der Offenbarung schließen müssen.

Das bewegte uns tief, daß wir plötzlich — es war nur eine Nachtfahrt mit dem Schnellzuge von Kairo durch das Land Gosen, nicht allzuweit am Berg Sinai vorüber, durch die Wüste und das Gebirge Juda nach Jerusalem — in das Land und in die Zeit versetzt wurden, in der Gott nicht mehr in den Bildern und mit der Macht des Gewaltigen erschien, sondern in der „erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes". Wo Gott Mensch wurde, da wurde auch der Mensch Mensch. Wohl hat auch dort Salomon Stein auf Stein getürmt. Aber Jesu heiliges Menschenweinen löste ihre Fugen. Damals, als er mit seinen Jüngern über den Ölberg kam und sagte: „Seht ihr diese Steine?"

Der alte Orient ist unter seinen Steinen begraben. Viele Meter tief mußte man graben, als man wenigstens ein Stücklein von der Via Dolorosa freilegen wollte, von dem schmerzenreichen Wege Jesu nach Golgatha. Man sieht jetzt das alte Straßenpflaster und sieht noch die dort eingeritzten Spielfiguren der römischen Soldaten. Nur auf Golgatha und auf dem Ölberg und auf dem Tempelplatz zeigt man noch alten, unbedeckten Felsen — und die Steine auf dem Berge der Seligkeiten, die hat sicher Niemand dort hinaufgetragen! Die sind gewiß noch aus der Zeit Jesu, während die meisten örtlichen Festlegungen: „Hier geschah dies, dort geschah jenes" ganz fraglich und für einen wirklich religiösen Menschen auch ziemlich unwesentlich sind. Das Wesentliche war, daß das ganze Land, der ganze Raum der Heilsgeschichte eine geradezu überraschende starke Macht der Verlebendigung hat. Wieviele Mariengestalten, wieviele Apostelgestalten trafen wir! Wie oft stießen wir uns an und sagten: „Sieh dort! So muß der junge Jesus gewesen sein!" Der Boden ist verschüttet; er hat seine erschütternde Geschichte gehabt. Aber für die Menschen scheint die Zeit stille gestanden. Gern würde ich alle steinernen Denkmäler, die wir sehen durften, hingeben für den Anblick eines einzigen dieser Menschengesichter.

Freilich, in der Berührung mit den Europäern verändert sich ihr Bild ganz wesentlich. Man spektakelt ja so viel in unserem Lande über die zudringliche Bettelhaftigkeit der Orientalen, und es ist auch wirklich unleidlich, auf Schritt und Tritt von flehentlichen „Bakschisch"-Rufen umgeben und von vorgestreckten Händen umstürmt zu sein und bei jedem Kauf oder Dienst übervorteilt zu werden. Aber unter sich sind sie ja ganz anders! Sie nennen sich nicht Christen, sie nennen sich Muhammedaner oder Juden; aber wenn es zur Frage steht: Wer hat mehr vom Charakter des Gotteskindes an sich, wer ist herzlicher, fröhlicher, lichter, wer hat mehr von der Genügsamkeit, Einfachheit und Würde der Apostel, wer bezwingt das Leben und die Welt kräftiger im Glauben und Vertrauen, jene Menschen, die sich nicht pharisäerhaft mit dem Namen Christi rühmen können, oder wir, wir belasteten, anspruchsvollen, komplizierten Abendländer? — selbst jene unserer Reisegenossen, die großen Wert darauf legten, als erweckte, bekehrte, gläubige Christen zu gelten, stan-

*) Hinweisen möchte ich nur noch auf den in Nr. 9 vom 4. Mai erschienenen Aufsatz von Pauli „Beiträge zum Verständnis der Evangelien". Bei dem darin besprochenen, als Manuskript gedruckten Lieferungswerk von Lic. Emil Bock handelt es sich offenbar um eine Erneuerung der allegorischen Auslegung mit dreifachem Schriftsinn und Zahlensymbolik. Ich kann darin nicht einen Fortschritt sehen, sondern nur einen Rückfall in eine längst überwundene Methode, die nur beweist, daß dem Ausleger der eigentliche Inhalt und einfache Sinn der Schrift ungenügend oder unbrauchbar erscheint. — Erst während des Druckes dieses Aufsatzes erhalte ich das soeben erschienene Werk von Hans Windisch „Der Sinn der Bergpredigt, ein Beitrag zum Problem der richtigen Exegese". (Leipzig, Hinrichs 1929. 176 S. 9.60 M.), dem ich in seiner Richtung und seinen wesentlichen sachlichen Ausführungen nur freudig zustimmen kann. Wenn aber Windisch zweierlei Exegese, die „historische" und die „theologische", unterscheiden will, so kann ich ihm nicht beipflichten. Was er als „theologische Exegese" bezeichnet und anerkennt, ist meines Erachtens gar keine wirkliche Exegese, sondern die Tätigkeit, die zwischen den Ergebnissen der wirklichen Exegese einerseits und dem Standpunkt des heutigen Systematikers, Theologen und Philosophen oder dem individuellen oder allgemeinen modernen Bewußtsein anderseits vermitteln, ausgleichen oder kritisch Stellung nehmen will. Tatsächlich gibt es nur eine echte Exegese.

den nicht an zu erklären, daß sie sich beschämt fühlten von dem, was sie da an echtem, ursprünglichem Menschentum sahen. Jesu Blut reicht eben weiter als Jesu Name. Jesu Blut hat wirklich die ganze Welt erlöst, wenn es auch nicht die ganze Welt christlich gemacht hat. In alles Menschenblut ist Heilkraft gekommen. Ich war selig unter den Menschen des Orients.

Das ganze heilige Land hat etwas Beseligendes an sich. Von seiner Südgrenze bis zu seiner Nordgrenze waren wir wie wundersam gefeit gegen alle Mühsal und allen Verdruß. Und wir freuten uns auch mit dem Lande, daß es jetzt erfolgreicher denn je durch fleißige Siedlerhand zu neuem Leben erweckt wird. Wir wohnten in den deutschen Kolonien vor Jerusalem und auf dem Karmel. Die neuen jüdischen Siedlungen fanden bei unserer Reisegesellschaft verschiedenfache Aufmerksamkeit, bei den meisten eine eschatologische: Wenn die Juden wieder nach Palästina zurückkehren, meinten sie, müsse nach alten Prophezeiungen die Fülle der Zeit kommen, nach der sie sich sehnten. Mein Interesse war ein mehr menschliches und erdhaftes. Jüdische Freunde zeigten mir einen Landstrich, der vor sechs bis sieben Jahren noch eine Steinwüste war, jetzt aber in ein kleines Paradies umgewandelt ist. Die Siedler dieses Landstriches leben wie die christliche Urgemeinde in Jerusalem; sie haben nur gemeinsames Eigentum; selbst die Kleidung, die sie tragen, betrachten sie nicht als ihr Privateigentum. Und die alte Sprache klingt wieder im Lande. Die Sprache, die wir mühsam auf Gymnasium und Universität gelernt haben, klingt wieder als Muttersprache aus zwitscherndem Kindermund.

Vom See Genezareth fuhren wir am schneebedeckten Hermon vorüber nach Damaskus. Wir hatten den letzten Schnee in Triest gesehen; in Damaskus kamen wir in den ersten Regen. Aber ich muß aufhören zu erzählen! In Baalbek ist das Heidentum mit dem Riesentempel zu Ehren der Sonne nicht mehr fertig geworden. Nur die eine Hälfte der Stufen zum Opferaltar haben Politur, die anderen blieben in roher Meißelarbeit. Der Weg über den Libanon war erst seit drei Wochen wieder passierbar nach schwerer Winterzeit. Auf dem hohen Kamme lag aber noch so viel und so schöner Schnee, daß unsere frömmsten Pilger der Versuchung anheimfielen, einander mit Schneebällen zu werfen. Die Autofahrer, Araber, die wir sehr lieb gewannen — ach unser fröhlicher Hadsch Fachri, der sich rühmte, daß er vor dreißig Jahren als „Kutschmann" den deutschen Kaiser, „Gutt Kaiser", über den Libanon gefahren habe! — hielten auch zu solchen Zwecken, und unser tüchtiger Dragoman, der im „Syrischen Waisenhause" in Jerusalem erzogene Ases Raschid, mit dem ich mich besonders gut verstand, meinte, das gehöre auch zum rechten Christentum.

Gesegnet ist das ganze Vorgelände des Libanon von der Meeresküste aus bis schier an den Kamm, in vielen Etagen übereinander bebaut und bevölkert, schier wie die Landschaften unserer Grafschafter Weihnachts-Krippen. Vom Dampfer Carnaro aus, der uns durch den Kanal von Korinth wieder nach Triest bringen wollte, konnten wir das ganze Land der alten Phönizier sehen; zuletzt noch Jaffa und noch einmal die Berge, hinter denen die heilige Stadt Jerusalem liegt.

So selig kann eine Fahrt in das heilige Land freilich nur dann werden, wenn sie eine Lebensnotwendigkeit und eine Gottesführung ist, nicht bloß ein frommes oder vergnügliches Unternehmen, das man auch lassen kann. Richtig ins heilige Land kommt nur der, den Gott dahin ruft. Dann ist auch auf einmal das teure Geld da, freilich kein Pfennig mehr, als ein Jeder nach seinem Stande braucht. Uns wurde der Beschluß Gottes um die Weihnachtszeit klar, als das Kind von Bethlehem von seinem Kripplein aus unser Haus und unser Leben regierte. Und unser seliges Söhnlein Höregott brachte uns mit dem Buch, das seinen Namen trägt, das Geld. Wir blieben des gedenk auf der ganzen Reise, daß sie ein Himmelsgeschenk sei. Wir wußten, wie sehr enttäuscht religiöse Menschen oft von solchen Reisen nach „Heiligen Stätten" heimkehren. Wir erwarteten kein Vergnügen und keinen religiösen Gewinn. Und als wir auf der Adria von einem Sturm überfallen wurden, von dem die Schiffsleute sagten, daß seit siebzehn Jahren kein so schlimmer getobt habe — wir müssen uns wohl zugestehen, daß wir in Todesgefahr waren; nicht gar so weit von uns ist in derselben Nacht ein russisches Schiff untergegangen! — da waren wir nicht enttäuscht, denn wir wissen: Wer sich in Gottes Hand begeben hat, muß auch mit Sturm und Todesgefahr rechnen.

Weil wir nun gar nicht auf Vergnügliches erpicht waren und auch nicht besondere Erkenntnisse und Tröstungen erwarteten, wurde unsere Reise so überreich an Erkenntnissen und Tröstungen. Es war, als ob lauter Engel uns begleiteten und lauter Engel auf uns warteten, um uns zu dienen. Und um uns zu beschützen! Hier und da nahte sich uns etwas Böses, aber es konnte uns nichts schaden. So zum Beispiel, als auf dem Schiffe ein katholischer Geistlicher meinen Namen entdeckte und mich bei meinen evangelischen Reisegefährten zu diskreditieren versuchte, indem er behauptete, ich glaube nicht an die Gottheit Christi.

Überall wartete Gottes Vorsehung auf uns. Das ist immer so; man muß sie nur erkennen! Man muß nur Gottes tragende Kraft und fürsorgliche Hilfe auch in einem Schnellzug erkennen, in dem man fährt; und auch in einem schwarzen Kellner, der einem den Tisch deckt. Man muß nur nicht Engel mit Flügeln erwarten; muß sie auch in den Gestalten erkennen, die etwas verdienen müssen, um ihre Sichtbarkeit zu erhalten. Man darf auch mit der göttlichen Vorsehung nicht rechten, wenn sie sich nun einmal nur in der Gestalt eines modernen Reiseunternehmens zu zeigen beschlossen hat, zum Beispiel in unserem Falle der American Expreß Company m. b. H. in Berlin, die auch im Herbst wieder eine Palästinafahrt, und zwar eine noch billigere, unternehmen will. Es ist doch ganz gleichgültig, ob ein Engel Michael oder Gabriel oder Raphael oder — Amexco (der Telegrammname jener Gesellschaft) heißt, wenn er nur getreulich seine Dienste tut. Und das muß ich von Amexco wahrheitsgemäß aussagen!

In dieser Denkweise — sie ist ja viel mehr als Denken; sie ist seliges Leben! — wurzelt meine tiefe und innige Dankbarkeit für alles, was wir sehen und erleben durften, auch für den Geistlichen auf dem Schiff und auch für den Sturm auf der Adria. Sie ist, glaube ich, die echte evangelische und biblische, denn aus keinem anderen Buch als der Bibel habe ich sie mir angeeignet. Ich kann als nüchterner, beschränkter und erdhafter Mensch nicht allzu viel Gerede von Bibel und vom „Herrn Jesu" ertragen und habe gewiß meinen Reisegenossen oft Anstoß gegeben, nicht nur durch das ewige Anzünden meiner Pfeife (sie waren indes alle gut zu mir; einer wollte mir sogar in großer Not ein Päcklein Tabak kaufen, bekam freilich keins). Aber durch seine Denkart und jene Auffassung oder vielmehr durch die Gnade Gottes, daß ich alles so erleben konnte, wurde meine Reise doch in Wahrheit eine „Evangelische Fahrt".

Schlegel Joseph Wittig

Zum Verständnis des Marburger Religionsgesprächs

4. Beginn des Streites 1524

a) Zwinglis Brief an Pfarrer Matthäus Alber in Reutlingen

Brief ist Brief. Nein, das kann man nicht sagen. Und dieser Brief war von ganz besonderer Art. Gewissermaßen ein „offener" Brief. Aber mit der Eigentümlichkeit, daß er an den Adressaten nicht geschickt wurde. Eine Menge andrer verständiger und interessierter Leute sollten ihn lesen, aber zunächst der Adressat noch nicht. Er sollte auch

noch gedruckt werden. Aber wann und wie, das mußte sich finden. Zunächst Vorsicht, Diskretion! Nun, es ist immer so eine Sache mit vertraulichen Briefen; jedenfalls war dieser nicht „streng vertraulich". Nur eben der Adressat Pfarrer Alber in Reutlingen bekam ihn nicht! Und für Luther und die Wittenberger, die er am meisten anging, war er zunächst nicht! — Enthalten wir uns jeden Urteils über diese Weise, einen Brief, der vielmehr eine kleine Streitschrift ist, in Umlauf zu setzen; sie muß doch damals statthaft gewesen sein. Genug, dieser Brief hat die geschichtliche Bedeutung, daß mit ihm der Abendmahlsstreit (zwischen Zwingli und Luther) anhebt.

Den Anstoß dazu gab Karlstadt. Von ihm erschienen Anno 1524 gleich fünf Abendmahlschriften auf einmal. Das waren keine gelehrten Werke, sondern Flugschriften, die den noch eben herrschenden Sakramentskultus zu Fall bringen sollten. Sie kamen in Basel heraus und wurden sofort von den „Täufern" eifrig verbreitet*). Einen dieser Traktate las Zwingli, von andern ließ er sich erzählen. Manches gefiel ihm, die Auslegung der Einsetzungsworte lehnte er ab. Und wir halten uns bei ihr nicht auf.

Daß Karlstadts Flugschriften in Zürich, Schweiz und Süddeutschland viel gelesen wurden, war Ursache genug, zur Sache das Wort zu nehmen. Zwingli sah jetzt ganz klar in der Abendmahlsfrage, und die Zeit war da, im Kreise der Gesinnungsverwandten dieser Klarheit zum Durchbruch zu verhelfen.

Aber dann handelte es sich nicht mehr bloß um Karlstadt. Es handelte sich auch nicht mehr um die Katholiken. Mit denen war man im Grunde fertig. Es handelte sich um Luther. — Und deshalb war Vorsicht geboten. Deshalb galt es zunächst vertraulichen Austausch. Ohne Luther und ohne die Lutheraner.

Alberus war Lutheraner. Er hatte damals in Reutlingen seinen besonderen örtlichen Abendmahlsstreit. So kam Zwingli darauf, an ihn, den er persönlich nicht kannte, den Brief zu richten. Noch wird er ihn ihm nicht schicken; aber wenn erst die vertrauliche Umfrage ihre Wirkung getan haben wird, soll gewiß auch Alber den Brief zu lesen bekommen. Und gewiß auch Luther!

Die Abendmahlslehre, die Zwingli vorträgt, ist — die des Honius. Etwa Ende Mai 1524 hatte er — durch Ökolampads Vermittelung — den Brief des Honius kennen gelernt**). Seitdem predigte Zwingli, wenn er auf das Abendmahl zu reden kam, den „Tropus", d. i. den „andern Sinn" der Einsetzungsworte, das est = significat. Und die erste Gelegenheit, bei der Zwingli von dieser Lehre literarisch vor einer — wenn auch fürs Erste beschränkten — Öffentlichkeit Gebrauch macht, ist eben unser Brief. Er ist datiert vom 16. November 1524. Ein ganz intimes Zwiegespräch hatte zuvor zwischen Ökolampad und Zwingli stattgefunden; da wird Zwingli dem Basler Freunde seine Meinung vorgetragen haben. Mit dem Gefühl, daß es sich um eine harte Sache handle, daß aber die Wahrheit heraus müsse, ging Zwingli ans Werk.

Wie Honius stellt sich Zwingli zunächst auf Joh. 6. Luther hatte 1521 in seinem Buche „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" in Abrede gestellt, daß in diesem Kapitel vom heiligen Abendmahl die Rede sei***). Er ist in Marburg und zeitlebens dabei geblieben, und das orthodoxe Luthertum folgt ihm darin bis heut. Zwingli nennt ihn nicht, er nennt ihn in dem ganzen Briefe überhaupt nicht, aber er schreibt (Werke 3, 336):

Die Hauptsache kann leicht aus Joh. 6 entnommen werden. Du darfst nicht auf die hören, die fortwährend schreien: „Christus handelt da gar nicht von diesem Sakrament.". ...

Von diesem Kapitel sind wir ausgegangen, als wir einst nach sorgfältiger Überlegung diese höchst heikle Sache in Angriff nahmen.

*) Vgl. Hermann Barge. Andreas Bodenstein von Karlstadt, 1905, Bd. 2 S. 151 ff. 219 f.
**) CW Nr. 10, 493 ff. 12, 578.
***) WA 6, 502, 7 ff.

Das Kapitel wird durchgegangen, aber der Nerv des Ganzen liegt in 6, 63 bloß: „Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch ist nichts nütze."

Was bei Gott! konnte klarer, offener, verständlicher oder kürzer gesagt werden?

Sind nicht durch diese Stelle hinlänglich zurückgewiesen alle die Sätze Aller, durch die sie mehr neugierig als fromm bald versichern, die Substanz des Brotes gehe in die des Fleisches über*), bald diese Ansicht verlachend dennoch von einem wesentlichen und leiblichen Essen reden**), verspotten Andere und merken nicht, daß sie ganz im gleichen Irrtum verharren?

Ein Riegel ist dies Wort (Joh. 6, 63), durch den man alle Versuche derer, die von einem wesenhaften Leibe Christi (im Abendmahl) reden, wird (von der Diskussion, und von der Wahrheit) ausschließen dürfen. Werke 3, 340 f.

Aber nun „der schwierigste Punkt", die „sogenannten Einsetzungsworte"?

Ich meine, der Angelpunkt der ganzen Sache liegt in dem kleinen Wörtlein „ist", dessen Bedeutung nicht immer „sein" ist, sondern auch „bedeuten". („est' cuius significantia non perpetuo pro 'esse' accipitur sed etiam pro 'significare'.) Werke 3, 345.

Und nun kommen die uns aus dem Briefe des Honius bekannten Beweisstellen Gen. 41, 26. Joh. 15, 1. Luk. 8, 11. ... Wie ist darnach Matth. 26, 26 mit Luk. 22, 19 zu verstehen? Jesus sagt:

Nehmet und esset! Dies bedeutet meinen Leib, der für euch gegeben wird. ... D. h. Was ich euch (heute und immer wieder) tun heiße, das wird euch bedeuten und in Erinnerung bringen meinen Leib, der nun für euch gegeben wird.

Zu seinem „Wiedergedächtnis" stiftet er das. Und Paulus 1. Kor. 10, 14—22 lehrt, daß die Christen, indem sie miteinander auf solches Geheiß das Brot und den Kelch genießen, miteinander zu Einem Brot, Einem Leibe zusammengeschlossen werden:

Wunderbar dieser Wandel in dem Spruch: „Wir essen das Brot, damit wir Ein Brot werden ..." (1. Kor. 10, 17). Himmlisch geistreich sind diese Paulusworte! Brot nennt er, was wir essen, Brot, was wir durch das Essen werden. Werden — wenn wir zuerst inwendig im Glauben Christum genossen haben, den für uns gekreuzigten, nicht sein Fleisch, seine Nerven und Knochen: was wir dann werden, das ist der Leib Christi. Das Haupt Er; wir seine Glieder, die ihm nachfolgen und auf ihn trauen.

Kurz, das Gedächtnismahl ist zugleich das Gemeinschaftsmahl derer, die an Christus glauben und sich zu ihm bekennen. Gedächtnis, Bekenntnis, Gemeinschaft — in diesen drei Begriffen ist der Wert des Abendmahls für Zwingli von nun an ein für alle Mal festgelegt. Die Realpräsenz ist für ihn in jeder Form erledigt. Und wenn Luther selbst auch nicht mit Namen für diesen Irrwahn zitiert wird, so gibt es doch noch mehr unverhohlene Hinweise auf ihn als die schon erwähnten. Zum Teil übertreibend, wie das um so leichter angeht, wenn man anonym bleibt; man bedenke die folgende Stelle:

Vielleicht hat es niemals Jemanden gegeben, der da glaubte, daß er Christum leiblich und wesenhaft in diesem Sakrament esse, obwohl sie (die früheren Theologen) alle es streng gelehrt oder geheuchelt haben. ... Du hast mit mir entweder nicht geglaubt oder den Einspruch deines Verstandes unterdrückt oder dich schwer darum geängstigt, wie wohl die Wahrheit endlich frei ans Licht kommen würde. ... Der Glaube der Leute war zu loben, nicht ihre Logik: hatten sie doch, wenn der Glaube da war, nichts weiter nötig. ... Töricht, ja gottlos war die gemeine Meinung der Theologen. Gottloser als die der Juden (Joh. 6, 41). Denen kam Christus zu Hilfe mit seinem Wort (Joh. 6, 63). Sie wichen freilich von ihm, diese [die Lutheraner usw.] aber bleiben bei ihm, versichernd, Christi Leib werde hier gegessen, auf eine Weise, vor der die Juden zurückschauderten; schlimmer sind sie als die Skythen. Der Eine will Christum in der Krippe, der Andre Christum am Kreuz essen. Wörtlich sagen sie: „Wir essen Christi Leib wahrhaftig und leiblich, wie er in der Krippe gelegen hat, wie er am Kreuze hing" — nichts Unsinnigeres kann gesagt werden. ...***).

Das ging durchaus nicht nur gegen die Katholiken. Das war Schilderhebung gegen Wittenberg.

Im März gab Zwingli den Brief gedruckt heraus, unter seinem Namen. Ob und wann Luther ihn gelesen hat, wissen wir nicht. Doch scheint es nach einer brieflichen Wendung vom 19. 6. 25, daß er damals von ihm wußte.

Marburg Martin Rade

*) Lehre der Katholiken von der Transsubstantiation.
**) Luthers Lehre von der Realpräsenz.
***) Werke 3, 350 ff., stark zusammengezogen.

Zum 28. Juni

Ein Vorwort (geschrieben am 14. 6.) als Nachwort

1

Als ich durch den Dienst meiner Partei Kunde davon bekam, daß für den 28. Juni eine überparteiliche Gedenkhandlung für unser ganzes Volk in Aussicht genommen sei, bin ich erschrocken. Denn ein deutsches Volk, das einen solchen Gedächtnistag richtig begehen könnte, gibt es nicht. Als sich dann für unsre Stadt Marburg rasch ergab, daß Universität und Magistrat die Sache in die Hand nahmen und als Redner bei dem Gedenkakt unser Historiker Professor Mommsen und unser Oberbürgermeister Müller gewonnen waren, konnte ich mich bei dieser Aussicht wohl beruhigen. Aber von der Sorge um das große Ganze nahm es mir nicht das Geringste ab.

Nun hätte ein Eingreifen der Kirchen unserm Volk in dieser kritischen Situation gewiß zu Hilfe kommen können. Eine glückliche Parole von dort würde auch von unkirchlichen Personen und Gruppen dankbar begrüßt worden sein. Und ein solcher Gedanke hat wohl auch dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß vorgeschwebt, als er am 1. Juni, in Eisenach versammelt, seine Kundgebung zum 28. Juni beschloß. Als ich aber diese las, bin ich noch viel mehr erschrocken. Denn ein deutsches evangelisches Kirchenvolk, das einen „Trauertag" richtig begehen könnte, gibt es nicht. Und eine evangelische Pfarrerschaft, der man die rednerische Aufgabe an diesem Tage mit gutem Vertrauen übergeben könnte, gibt es nicht.

Wenn unsre Leser dies lesen, ist der Tag vorüber. Ich hätte schon in der vorigen Nummer, also vor dem Termin, mein Sprüchlein sagen können. Aber es hätte doch nichts genützt, vielleicht nur verstimmt oder geärgert. Zu dem, was ich sagen muß, komme ich noch eben zurecht. Meine Stimme ist leise und die Öffentlichkeit unsers Blattes eng begrenzt. Aber was man sagen muß, soll man sagen. Für leidenschaftliche, übereilte Äußerungen bin ich nicht mehr jung genug; dafür nun so alt, daß mich mein Gewissen zwingt, manches zu sagen allem Anstoß und Ärgernis zu Trotz, ehe ich in die Grube fahre.

Die Leser werden also den 28. Juni ein jedes auf seine Weise erlebt haben, wenn sie diese Zeilen zu genießen bekommen. Ich aber schreibe sie mit Absicht vor dem Termin, obwohl ich diesen eben noch abwarten könnte.

2

Ich bitte zunächst den Wortlaut der Eisenacher Kundgebung in Ruhe zu lesen:

Mit dem gesamten deutschen Volk gedenkt der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß als die berufene Vertretung des Bundes der deutschen Landeskirchen in Trauer der zehnjährigen Wiederkehr des Tages von Versailles.

Unermeßliche politische und wirtschaftliche Verluste und Schädigungen sind dem deutschen Volk in allen seinen Ständen auferlegt. Unübersehbar und noch schmerzlicher sind die dauernden schweren seelischen und sittlichen Wirkungen. Die durch die ungeheuerliche finanzielle Belastung hervorgerufene Not und Verarmung mußte eine tiefe Verbitterung auslösen. Der Glaube an menschliche und selbst an göttliche Gerechtigkeit ist bei Vielen ins Wanken gekommen.

Die sittlichen Grundlagen des Volks- und Völkerlebens sind erschüttert. In dem Diktat von Versailles, und noch mehr in der Mantelnote, werden die Deutschen zu Kriegsverbrechern gestempelt. Mit verbrecherischer Absichtlichkeit sollen sie den Krieg hervorgerufen, in verbrecherischer Weise ihn geführt haben. Das bleibt für das deutsche Volk unerträglich. Um seiner Ehre und um der Wahrheit willen kann es sich niemals dabei beruhigen, daß es für alle Zeiten mit einem solchen Makel gebrandmarkt sein soll.

Mit allen gerecht Denkenden und sittlich Empfindenden hält der Kirchenausschuß das Erzwingen eines Schuldbekenntnisses durch äußere Gewalt für verwerflich.

Auch der Fortsetzungsausschuß der Weltkonferenz für praktisches Christentum hat bei seiner Tagung in Bern 1926 ein erzwungenes Schuldbekenntnis für moralisch wertlos und religiös kraftlos erklärt. Überzeugt, daß bei einer unparteiischen Untersuchung das deutsche Volk gerechtfertigt werden wird, unterstützt der Kirchenausschuß nach wie vor nachdrücklich die Forderung einer restlosen Aufklärung der wahren Kriegsursachen, wie dies auch vom Stockholmer Fortsetzungsausschuß verlangt ist. Er stellt fest, daß schon jetzt die Wahrheit hierüber auch außerhalb Deutschlands sich durchsetzt.

Der Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn in allen Völkern und Kirchen muß dafür eintreten, daß die im Diktat von Versailles und in der Mantelnote ausgesprochene Belastung des deutschen Volkes mit der Kriegsschuld baldigst beseitigt wird. Nur so können die Beziehungen zwischen den Völkern entgiftet werden.

Der Kirchenausschuß hält es für erwünscht, daß in den evangelischen Landeskirchen der 28. Juni als Trauertag begangen wird..

Ich vermisse an dieser Erklärung jede christliche Einstellung. Ich kann mir auch nicht denken, daß sie für die Tagung vorbereitet gewesen ist. Vielleicht hat irgendein Mitglied des hochansehnlichen Kollegiums den Vorschlag gemacht. Vielleicht in vorgerückter Stunde. Vielleicht um ein Gegengewicht zu schaffen zu dem Beschluß einer evangelisch-kirchlichen Verfassungsfeier, den dieselbe Instanz bei ihrer selben Tagung gefaßt hat, auf den wir heute oder ein ander Mal noch zurückkommen. Vielleicht wollte nur Niemand widersprechen, wußte Niemand rechtzeitig zu widersprechen. Ich weiß ja, wie es in solchen Sitzungen, kirchlichen wie profanen, zugeht. Ich klage Niemanden persönlich an, bin bereit alles menschlich und brüderlich zu begreifen. Aber ich klage.

3

Ich formuliere so scharf als möglich. Diese Erklärung entbehrt jedes christlichen Inhalts.

Ein Trauertag wird empfohlen. Worüber? Über den Friedensschluß, der einen verlorenen Krieg beendigte; über die schweren Folgen, mit denen der verlorne Krieg und der ihn abschließende Friedensvertrag unser deutsches Volk belastete; insbesondre über das Unrecht, daß jener Friedensschluß die ganze Verantwortung für den Krieg uns Deutschen zuschob, ja uns zwang, dies durch unsre Unterschrift mehr oder minder zu beglaubigen.

Ich bin bereit, über das alles mitzutrauern. Die wirtschaftlichen Folgen sind so drückend, die Hoffnung auf bessere Zeiten so grausam nichtig, daß zu solcher Traurigkeit aufzufordern für keine verantwortliche Seite Anlaß gegeben ist. Tiefer geht schon der Schmerz um unsre verlorenen Volksgenossen, die ein hartes Schicksal vom Mutterlande abgetrennt und in teils unsichere und unbehagliche, teils unerträgliche Verhältnisse dahingegeben hat, ohne daß wir die Macht hätten, eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen, oder gar die Aussicht, sie in absehbaren Zeiten wieder zurückzugewinnen.

Diese unsägliche Traurigkeit, die der 28. Juni freilich in uns lebendiger macht, als sie sonst schon unser Dasein begleiten mag, kirchlich noch stärken, ist weder heilsam noch christlich.

Heilsam? Ich könnte mir schon ein Wort aus Eisenach denken, das diese im deutschen Volk selbstverständlich, schon aus rein materiellen Gründen vorhandene Trauer anerkannt und vertieft hätte. Und zwar in dem Sinne, daß wir viel zu wenig trauern. Daß Leichtsinn und oberflächliches Wesen, persönliche Selbstsucht und Gruppeninteresse unser Volk zu einer wahren Trauer gar nicht kommen lassen — darüber gilt es zu trauern. Daß wir in blindem, blödem Eifer uns gegenseitig zerreißen und herunterreißen, statt durch die Not gewitzigt und geläutert die schlichte Nächsten- und nationale Bruderpflicht erkennen, eines dem Andern zu helfen — darüber gilt es zu trauern. Daß wir im Innern so verworrene Zustände haben, beinah balkanische Zustände, die der Versailler Friede nicht verursacht, die zu ändern vielmehr das einzige Mittel wäre, den Versailler Frieden zu entgiften, außer Kraft zu setzen — darüber gilt es zu trauern. Das Ausland wartet ja nur darauf, daß es uns achten kann; es registriert mit wachen Augen, wie wir uns trotz allem doch auch wieder aus dem Elend unsrer Niederlage herausarbeiten; es (gewiß nicht Alle, das weiß ich; aber dennoch: es) bringt uns wieder Vertrauen entgegen, rechnet mit uns, glaubt an unsre Zukunft: Ursache auch zur Freude. Aber der

DEKA hat ganz recht: viel mehr Ursache ist zur Traurigkeit. Für uns! Für uns, die wir unser Volk, unser Land lieben „über alles"! Die wir nicht glücklicher sein könnten, als wenn nun wirklich das „deutsche Wesen" sich in dieser Notzeit so bewährte, daß die ganze Welt noch „daran genesen" mag. Aber all diese Ursache sieht der DEKA nicht, will er in diesem Augenblick nicht sehn. Wie hypnotisiert schaut er nur auf einen Punkt: auf die erfahrene Not, die erlittene Schmach, und damit macht er sich unfähig, die Traurigkeit zu empfinden, die Niemanden gereuet, und das evangelische Kirchenvolk für den 28. Juni zu sammeln in der Traurigkeit, die Niemanden gereuet. Auf die aber kommt es an.

4

Hat unser Christentum überhaupt noch Wert und Kraft, dann in dem Vorzug, wie wir als Christen das Leid tragen. Gleichviel ob es Leid ist durch Schicksal oder durch angetanes Unrecht.

Bleiben wir fürs erste beim Schicksal. Daß wir Kirchenchristen in unserm Volk Schicksal christlich hinnehmen können, haben wir weder während des Krieges noch nachher bewiesen. Selbstverständlich weiß ich von tausend- und abertausendfacher Bewährung christlicher Frömmigkeit in Glaube und Liebe in all dieser Zeit. Aber über den Text: „Dein Wille geschehe!" ist während des Krieges unter uns wenig gepredigt worden. Und unser Kreuz nach dem Kriege geduldig auf uns zu nehmen, ja sogar unsre Seligkeit darin zu suchen: auch von dieser Forderung und Kunst war im öffentlichen Leben der Kirchen wenig zu spüren. Der Segen eines unglücklichen Krieges*) — ja hat den, als er uns geschenkt oder doch angeboten war, unsre Predigt in Wort und Schrift, unser ganzes Auftreten vor der Öffentlichkeit dem deutschen Volke oder auch nur dem deutschen evangelischen Kirchenvolke klar, bewußt, zu eigen gemacht? Das aber war die Aufgabe. Und ist es noch heute. Aber solche Erklärungen wie die obige des DEKA verhindern geradezu die deutsche Christenheit, da rechtschaffen christlich zu sehen und zu empfinden.

5

Aber die Kriegsschuldlüge! Die hat ja nun dem DEKA während dieser zehn Jahre genug zu schaffen gemacht. Bei seinem Verkehr mit den ausländischen Kirchen stand sie ihm von vornherein im Wege. Und gerade ihm als einer Vertretung des christlichen Körpers scheint es besonders auferlegt, das deutsche Volk von dieser Schmach und von dem Schuldanteil seiner Unterschrift zu entlasten.

Ich kann in dieser kirchlichen Pflege eines falschen Ehrbegriffs nur wiederum einen schweren Irrtum erkennen.

Gewiß, es gibt nicht nur die Ehre, die man inwendig hat und die kein Feind oder Fremder uns rauben kann. Es gibt auch die äußere Ehre vor Menschen als ein hohes Gut, um das man Gott immer neu zu bitten alle Ursache hat. Die Psalmen sind voll davon.

Aber es ist doch kein höchstes Gut. Und seine Schätzung, seine Verteidigung können wir „Christen" getrost Andern überlassen. Wie ja die Erklärung selbst anerkennt: wir können sie eigentlich unsren Feinden überlassen. Das ist die richtige Instanz für die Erledigung der Frage nach unsrer Kriegsschuld: die neutrale Wissenschaft aller Länder und Völker, unterstützt vom unverdächtigen Eifer treuer Freunde, die wir aus irgendwelcher Ursache unter den Fremd- und Feindvölkern haben. Die deutschen Kirchen haben zu dieser Leistung so gut wie gar keinen Beruf. Sie sind in diesem Fall auch nur Deutsche, Partei. Ihr Zeugnis gilt wenig, und darum wäre es mir, auch als Deutschem, am liebsten gewesen, sie hätten in dieser Richtung niemals den Mund aufgetan. Daß sie die Schmach als Schmach empfanden, war immer selbstverständlich, aber zur Aufklärung des inkriminierten Tatbestandes konnten sie ja doch nichts tun.

Ich verstehe ja das alles menschlich sehr gut. Als ich nach dem Kriege zum ersten Mal mit ausländischen Kirchenleuten zusammen war, wollte ein belgischer Pfarrer von uns Deutschen als Vorbedingung brüderlichen Austauschs das Schuldbekenntnis. Das habe ich ihm energisch geweigert und gesagt: ich hätte es mir als Christ freilich nie anders vorgestellt, als daß wir als Christen uns nach dem Kriege in die Arme fielen mit dem Einen Gefühl: Gott sei Dank, daß dieser Krieg vorüber ist und wir wieder miteinander eins sein können, so, wie es Christen gebührt. So stehe ich heute wie je, ohne meinem Vaterlande irgend etwas zu vergeben, und gerne bereit, törichten Zumutungen von jenseits gelegentlich die verdiente Antwort zu geben.

Ich habe eine ältere Freundin, die den Rest ihres Lebens darin verzehrt, daß sie gegen die Kriegsschuldlüge arbeitet. Mag ihre Arbeit gesegnet sein. Ich als öffentlicher Vertreter deutschen Christentums habe diese Aufgabe nicht.

Und ich kenne einen hochangesehenen Theologen, der an der Kriegsschuldlüge geradezu krank ist. Nicht daran, daß Feinde uns nachsagen, wir seien am Kriege schuld. Sondern daran, daß wir durch Unterzeichnung des Versailler Vertrages diese Schuld anerkannt und damit selbst unsre Schuld gelogen haben. Diese Gewissensbelastung will er vom deutschen Volke genommen wissen, darum ringt, und sicherlich, darum betet er. — Das ist in gewissem Sinne groß empfunden. Ich kann jenes erzwungene Bekenntnis, über das ich mich am 27. 8. v. J. in Prag deutlich genug ausgesprochen habe, so tragisch nicht nehmen. Gewiß, hätten wir damals die Unterschrift verweigert, und das deutsche Volk hätte die Folgen auf sich genommen: es wäre eine heroische Tat gewesen. Aber „ein Volk" kann so etwas nicht. Und die für das Volk Verantwortlichen können so etwas auch nicht. Einer mußte einmal sich opfern und unterschreiben. Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich als Angeklagter oder Zeuge mit mittelalterlichen Foltern gepeinigt würde; ich bin ein schwacher Mensch, körperliche Qualen könnte ich vielleicht nicht ins Ungemessene aushalten; ich weiß nicht, was ich unter unerträglicher Pein zu reden und auszusagen noch im Stande wäre. Viel anders kann ich die Folter von Versailles nicht beurteilen.

Aber natürlich soll die Lüge als Lüge erkannt und gebrandmarkt werden. Habt doch ein wenig Geduld, liebe Mitchristen! (Wenn die Andern keine haben, ist es ihr Unglück.) Der DEKA „stellt" ja selbst in seiner Erklärung sogar „fest, daß schon jetzt die Wahrheit hierüber auch außerhalb Deutschlands sich durchsetzt". Also deswegen kein Trauertag!! Vielmehr Ursache zur Freude. Der DEKA hat recht: Die Wahrheit ist auf dem Marsche.

Aber nun noch einmal Halt! Die Erklärung tut doch so, als wären wir Deutschen an dem Kriege ganz unschuldig. Das „Volk" schon. Auch unsre Regierung? Laßt die feindlichen Regierungen noch so schuldig sein: haben wir keine Mitschuld? Zwar hat unsre Regierung nicht Krieg gewollt, sie war friedliebend. Aber durch ungeschicktes Verhalten hat sie diesen Krieg mit ermöglicht, mit verursacht, und also mit verschuldet. Das weiß der DEKA auch, und folglich mußte er vorsichtiger reden*).

Merkwürdig. Während unsre neueste Theologie unter Evangelium wesentlich Gericht versteht und eine heran-

*) „Zwei Deutsche sprachen sehr ernst über die Wichtigkeit eines Krieges für Deutschland. Unser deutsches Volk braucht einen Krieg zu seiner sittlichen Wiedergeburt, sagte der eine. Ja, erwiderte der andere, aber einen unglücklichen. Darnach schwiegen sie." — CW 1912 Nr. 1 Sp. 14.

*) Vgl. Die Vorgeschichte des Weltkrieges. Von Prof. Dr. Wilhelm Mommsen. Berlin NW 7, Arbeitsausschuß Deutscher Verbände 1929. 31 S. 50 Pfg. — Dazu meinen Artikel: Beiträge zu einer christlichen Politik 1. Die Schuldlüge. CW 1924 Nr. 46/47 Sp. 966 ff.

wachsende Generation von Predigern nichts lieber als Buße predigt, beschert eine oberste Kirchenleitung uns einen Trauertag, in dem von Buße und Gericht auch nicht mit einem Atemzuge die Rede ist.

Es gibt auch ein Geschwätz von Buße, das liebe und befürworte ich wahrhaftig nicht. Ich bin auch kein Freund der immer wiederkehrenden sogenannten Bußtage. Aber ich respektiere ihre Absicht und Idee. Diesmal hätte ich gewünscht, es wäre uns nicht ein Trauertag, sondern ein außerordentlicher Bußtag ausgeschrieben worden.

Wie hätte ich es aber noch viel mehr begrüßt, wenn der DEKA unser evangelisches Volk zum 28. Juni zu stiller Besinnung aufgerufen hätte! Ich werde an diesem Tage nicht zur Kirche gehn, auch wenn ich Gelegenheit dazu habe. —

„Solltest du allein klug sein?" Die Frage machte einst unserm Luther zu schaffen. Die Situationen lassen sich nicht vergleichen; aber ähnlich frage ich mich oft, wenn ich Dinge sage, die mir christlich-selbstverständlich sind, und mir Niemand dabei sekundiert. Auch nicht Gesinnungsgenossen, die wie ich eine öffentliche Stimme haben. Ist man denn ein Sonderling? Ist man ein Narr? Dann, wills Gott einer, der die Wahrheit redet.

Marburg Martin Rade

Der Film von heute

Der Film als Kulturfaktor ist heute nicht mehr zu verkennen. Entstanden aus der technischen Erfindung des sich bewegenden Bildes hat er sich in langem Kampf nach innen und außen zu der Bedeutung durchgekämpft, die er heute besitzt. Der Film hat nicht die Fähigkeit, das Theater zu verdrängen; er hat auch nicht die Absicht, das zu tun. Verdrängen kann er die Operette, das Schmierentheater, die Revue bis zu einem gewissen Grade. Ist das verurteilenswert? Im Gegenteil! Er tritt neben das Theater, wenn es auch oft scheint, daß die Bühne unter dem Film leide. Das liegt jedoch mehr am Theater als am Film. Das Theater entspricht heute oft nicht den Ansprüchen der Zeit. Es wird das in dem Augenblick tun, in dem es sich aus seiner aristokratischen Distanz erhebt und die Masse des Volkes wieder ergreift. Die wirtschaftliche Konjunktur, die klassisch-legendare Einstellung vieler Direktoren und Regisseure und Darsteller und die Klassen- und Vermögensdifferenzen im Publikum hindern momentan die positive Weiterentwicklung des Theaters. Der Film wird den heutigen Ansprüchen mehr gerecht als die Bühne. Denn (1) kaufmännisch versiert kennen Kinounternehmer ihr Publikum gut genug, ihm das zu bieten, was es will. (2) Die naturalistisch-wahrheitsgetreue Aufmachung wird dem Tatsachensinn des Publikums gerecht. Die Vermögensdifferenzen wirken sich unerheblich aus, da (3) der Kinobesuch sogar für sehr unbemitteltes Publikum erschwinglich ist. Und dennoch sind gerade diese drei Punkte die Gefahrmomente des Filmes.

Aus der Entwicklungsgeschichte des Kinos

C. Ch. Bry, der im Jahre 1925 in der „Christlichen Welt" über den Film ausführlich gesprochen hat, erzählt interessante Einzelheiten aus Produktion und Verwertung. Mit seiner Schlußfolgerung kann ich mich heute nicht mehr einverstanden erklären. Die psychologisch-analytische Untersuchung des Wertes führt zu nichts. Tatsachen sprechen hier eine beredtere Sprache als Analysen. Der Film beansprucht heute mit Recht für sich die Bezeichnung: Kunst. Welchen Werdegang hat der Film gehabt?

Einen Werdegang, der in seinen Anfängen alle Symptome des Unkünstlerischen, der Wertlosigkeit in sich trug. Zunächst wurde der Film als ein Schaubudenstück dem Publikum offeriert: „Seht her, das Wunder des sich bewegenden Bildes!" Ganz abgesehen davon, daß er für technisch-fachwissenschaftliche Kreise die unerhörte Erfindung der sich bewegenden Photographie bedeutete. Wer war am Film interessiert? Techniker und Kaufleute. Mehr Kaufleute, an deren Geschäftssinn — es würde ja sonst wider die Natur aller kaufmännischen Prinzipien sein — stärker appelliert wurde, als an ihr künstlerisches Interesse. Diese Interessenten schufen dem Film, da er als technisches Unikum an Anziehungskraft verlor, eine neue Grundlage: das Spiel im Film. Die Kalkulation war simpel. Es galt das große Publikum zu interessieren, ins Kino zu locken. An künstlerischen Idealismen kann man kein Kapital interessieren. Notwendige Folge war der Kitschfilm in höchster Potenz. Die Rezepte ergeben sich logisch: Billige Sensation, attraktive Liebesszenen, schmelzende Sentimentalität und dazu ein Extraktwürfel Moral, der verderblicher war, als all der Kitsch rundherum. Und das in einer Zeit, die an schmählicher Unproduktivität litt und deren produktivste Repräsentanten Polemiker waren. Auf diesem Wege wäre der Film in einen hoffnungslosen Zustand geraten, ohne jedoch nur irgendwie gefährlich zu werden. Angriffe brachten ihn aber schnell auf andere Bahnen. Diese gefährlichen Attacken mit Bumerangs, die auf denjenigen zurückfliegen, der sich ihrer als Geschoß bedient: mit den Vorwürfen der Demoralisation, der Verflachung.

Hier setzte das gefährliche Stadium des Filmes ein. Die sprichwörtliche Demoralisation wurde zur Publikumsattraktion, zum Produktionsprinzip tüchtiger Geschäftsleute. Der Vorwurf der Verflachung brachte dem Film eine Breitenwirkung, wie es Kriminalromane und die erlesenen Dichtungen der Courths-Mahler und der Marlitt haben. Diese verantwortungslosen Attacken in einer Zeit des Films, wo er noch nichts zu sagen hatte, in der er völlig wirkungslos war, als das Theater noch in Blüte und Glanz stand, schadeten dem Film, schadeten dem Theater. Und erst die Folgen auf diese Angriffe haben eine Kritik hervorgebracht, die den Film positiv zu beeinflussen imstande war. Auch die Polemik dieser Jahre hat das Doppelgesicht des Januskopfes: wie sie verderblich und aufrührend wirkte, so ist sie vielleicht zugleich der Grund zur Weiterentwicklung des Filmes überhaupt und so zum Positiven geworden. Heute gehört es zu den Grundsätzen eines Reklamefachmannes: Wenn ein Markenartikel oder ein Buch sich durch positive Propaganda nicht durchsetzen läßt, so setzt man mit einer gut angelegten Polemik ein. (Man erkundige sich beim Hause Ullstein.) Und hier trennt sich die Filmproduktion gerade in Deutschland vollkommen: in die Produktion des Massenschlagers, des wertlosen Attraktionsstückes, das nach einmaligem Erfolg in Vergessenheit sinkt, und in die Produktion künstlerischer Experimente und schließlich Erfolge.

Jedoch ist der deutsche Film nicht maßgebend geblieben. Der deutsche Produzent leidet unter Idealismus, Sentimentalität und Liebe zum Pathetischen. Der Amerikaner: er kennt sein Publikum und weiß ihm das Rechte zu bieten, ohne Schlechtes zu schaffen, ohne aber auch jemals über das Mittelmaß hinaus zu kommen. Aber der Deutsche in Amerika: der schafft Filme, die einzigartig dastehen. Diese Charaktere können sich in einer modernen Produktion in künstlerischer wie in geschäftlicher Hinsicht wohl befruchten.

Die Wirkung des Filmes

Ich muß aufs lebhafteste an dieser Stelle gegen die psychologische Formel protestieren, die dem akustischen Eindruck eine größere Tiefendimension zuspricht als dem visuellen, dem dafür die größere Breitendimension zugeteilt wird; daraus man kühn folgernd allen akustischen Eindrücken die tiefere geistige Bedeutung zumißt gegenüber den visuellen. Das ist ein wissenschaftlich fundamentierter Nonsens. Jeder Eindruck, ob er durch Ohr oder Auge aufgenommen wird, ist von der inneren Reproduktionsfähigkeit des Einzelnen abhängig. Produktiv wird jeder

Eindruck im Individuum, je nachdem die Reproduktivität und Verarbeitung sich gestaltet. Dieses oben erwähnte kühne Axiom wird ebenso kühn auf die Kunst übertragen, und dient Feinden und Verkennern des Filmes dazu, gescheit und schnell den höheren geistigen Wert des Theaters gegenüber dem Filme zu beweisen. Selbstverständlich ist der Film, durch Aneinanderreihung vieler Geschehnisse, weit eher als das Theater imstande, Breitenwirkungen zu erzielen; woraus aber nicht folgen darf, daß diese schnelle Aneinanderreihung von Geschehnissen Grundforderung im Film sei. Ganz und gar nicht. Der Schauspieler wie der Regisseur haben es nur im Film erheblich schwerer, Tiefenwirkungen zu erzielen, da das vermittelnde Wort fehlt und Mimik und Regie es ersetzen müssen. Für die Gattung des leichten Filmes ist selbstverständlich die Art sensationellen Aufbaus die gegebene. Sie ist jedoch nicht charakteristisch für eine positive Entwicklung des Filmes. Vielmehr gerade der schwere, mimisch entwicklungsreiche Film, dessen wertvollste Repräsentanten Chaplin und Jannings sind, gerade dieser Film ist derjenige, der der ganzen Filmproduktion einen neuen Weg gewiesen hat. Diese Filme gehören zu den seltensten, ergeben aber den positivsten Teil des Filmes.

Die Abstufung bis zu den niedrigsten Sensationsfilmen läßt sich am besten an den Schauspielern zeigen, die jede Gattung vertreten. Denn selbstverständlich ist das Starwesen das Charakteristikum des Filmes, sogar im russischen Film, in welchem Prima Donna die Volksmasse ist, und der am stärksten bemüht ist, durch Mimik und Regie sich vom erklärenden Wort im Film zu befreien.

Repräsentanten des Filmes

Die Scheidung dürfte also klar sein: Da die psychische Vertiefung eine Funktion des darstellerischen Könnens des Schauspielers und der produktiven Arbeit des Regisseurs ist, wird die Gattung des schweren, guten Filmes von den besten mimischen Künstlern und den in der Reproduktion schöpferischsten Regisseuren repräsentiert, während der leichte Sensations- und Unterhaltungsfilm weniger Wert auf Können als auf Schönheit des Stars und spannendes Tempo zu legen hat.

Die Begriffe „schwer" und „leicht" sind nicht auf den Inhalt, sondern nur auf den künstlerischen Aufbau zu beziehen.

Die leichteste Filmgattung stellt der Kriminal- und Liebeskitschfilm dar. Harry Piel, der mit den einfachsten Tricks arbeitet und dessen schauspielerisches Können sich auf hypnotische Zähmung von Löwen, galantes Zigarettenrauchen, edle Einbrüche im Frack und kunstvolle Fassadenkletterei beschränkt, und Harry Liedtke, dessen schmalzig hausbackene Männlichkeit im lächelnden Mund und leuchtenden Augen immer gleichen Ausdruck findet, vertreten an erster Stelle diese niedrigsten Filmklassen. Sie haben den Vorzug, konsequent zu sein, während ihre weiblichen Gegenstücke verzweifelt den Versuch machen, Höheres zu erreichen, ohne auch nur die geringste Eignung hierzu zu haben: wie Lya de Putti, Lya Mara, Fern Andra, Lilian Harvey und ungezählte Andere.

Mit Übergehung detaillierter Gattungen folgt sodann das Filmdrama, dessen Thema ernster, dessen Besetzung ausgesuchter ist. Es bevorzugt den Kammerspielcharakter und ist Grundlage für weit mehr schlechte als gute Filme. Versuche, dieses Filmdrama klassisch zu machen, ergeben sehr zweifelhafte Monumentalfilme mit dichterischen und historischen Themen. Repräsentanten des Filmdramas im Sinne des Kammerspieles sind Conradt Veidt und Emil Jannings, Gustav Fröhlich und Elisabeth Bergner, Greta Garbo und Pola Negri, um nur die besten der hunderttausend zu nennen. Es ist schwer, hier scharfe Trennungen vorzunehmen, da die Filme dramatischen Inhalts durchaus labil sind. Der Wert hängt lediglich von der schauspielerischen und Regisseurleistung ab. Inhaltlich sind sie vom Publikumsinteresse abhängig. Man kann immer wieder einzelne Strömungen beobachten, die ganze Saisonproduktionen bestimmen: Kriegsfilme, Jugendproblemfilme, Eheproblemfilme. Im großen Ganzen legt die deutsche Filmproduktion nicht solchen Wert auf die Werbung durch den Star wie Amerika. Der Liebling des Publikums bildet in Amerika durchaus die große Attraktion; deshalb die zahllosen Filmschönheiten, deren wesentlichstes Kennzeichen ist, nicht spielen zu können, und deren Verdienst es ist, hübsch zu sein: Rudolf Valentino, Ramon Navarro.

Emil Jannings vertritt die höchste Stufe des dramatischen Spielfilms. Oft lassen dekoratorisch, photographisch und in der Regie seine Filme sehr viel zu wünschen übrig. Seine außergewöhnlich starke innere Darstellungskunst macht jedoch fast jeden seiner Filme wertvoll und zu einem Erfolg.

Als Beispiele des hervorragenden Regiefilmes seien Lubitschs Filme genannt. Er besitzt die Fähigkeit, aus dem geistlosesten wie eigensinnigsten Star ein Werkzeug seiner Schöpfungskunst zu machen und versteht es, einen schwachen Inhalt so zu meistern, daß die psychologische Auslegung ihn vertieft.

Die höchste Stufe des heutigen Filmes als Grundlage für die Weiterentwicklung

Um zu der heute höchsten Gattung der Filme zu kommen, muß ich auf das Theater zurückgreifen. Man kann behaupten, daß alle, auch die bestgespielten Filme noch immer den Stempel der Unterhaltungsware tragen und daß da, wo der Versuch gemacht worden ist, aus dem Film eine moralische Anstalt im Sinne Schillers zu machen, vollendeter Kitsch fabriziert worden ist. Das haben die Monumental- und sogenannten Moralfilme gezeigt. Betrachtet man sich das Entstehen der heutigen Bühne in ihren Anfängen im 15. und 16. Jahrhundert, als die Wanderschaubühne das kirchliche Mysterien- und Heiligenspiel ablöste, so wird man finden, daß es in dem Wust der damals gespielten Stücke, deren Inhalt Rüpelszenen und hochtrabender Unsinn war, nur eine Gattung gab, die sich einflußreich durchsetzte und auf der das ganze Theater später aufbaute: das Lustspiel. In diese Komödien wurde ein bißchen Ernst, ein bißchen Moral verquickt, eindrucksvoll und dazu leicht verdaulich, da es in primitive Komik oder tragische Narretei eingeschlossen wurde. Kurz gesagt enthalten sie Buschs eindrucksvolles Wort: „Und die Moral von der Geschicht ..." Aus diesen Komikern und Narren entwickelten sich Shakespeares Narren, vielleicht alle Gestalten Shakespeares, die in ihrer dramatischen Wirklichkeit den Keim des Narrentums in sich tragen, insofern der Narr der Lebensphilosoph und Ahner tiefer Weisheiten ist, mehr als irgendein Anderer. Diesen Narren shakespearischen Formates haben wir auch im Film: den Narren, der ernster und schöpferischer ist als alle naturalistischen Figuren des Films — Chaplin.

Ich habe nicht die Absicht, das Wesen des Chaplinschen Humors zu erörtern, oder der Quintessenz seines Narrentums irgendwelche metaphysischen Ingredienzien beizumischen: ich möchte lediglich sagen: Chaplin ist derjenige, der als die schöpferischste Persönlichkeit im Film die Möglichkeit, die Grenze und den Einfluß des Films am stärksten erfühlt hat und das Publikum in seiner ganzen ungeheueren, ungeläuterten Masse ergreift und beeinflußt. Er stellt die tragische und komische Wirklichkeit vor den Zuschauer und appelliert an dessen eigenes Verarbeitungsvermögen, aus dieser Darstellung persönliche Konsequenzen für den Alltag und für die Lebensphilosophie zu ziehen; und dieses alles im Kleide eines wahrhaften Narren unserer Zeit, des hungernden, verlumpten, verspotteten Siegers im Geiste über sein eigenes Schicksal. Was der russische Film mit seiner Tendenz, die er durch die sachlichste Tatsächlichkeit dem Massenpublikum eindringlich und erschütternd einhämmert, ohne ganz über-

zeugen zu können, will und zuweilen erreicht, das tut Chaplin mit seinem ernsten, unaufdringlichen Humor im Grunde noch sachlicher und dazu überzeugender, liebevoller und mit einer Nuance Romantik, die jeder Mensch braucht, auch der nüchternste Tatsachenmensch. Seine beiden Kollegen, Harold Lloyd und Buster Keaton reichen an Glaubwürdigkeit, Größe und Tiefe nicht im Entferntesten an ihn heran und stehen dennoch weit über der ganzen übrigen Filmproduktion. Diese Art Komik darf nicht verwechselt werden mit der plunderhaften Klownerei von Pat und Patachon u. A., die ihre nichtssagende Geistlosigkeit hinter hohlen Grimassen verstecken. Die Einen — Chaplin, Lloyd und Keaton — erfreuen das Publikum, die Anderen belustigen es, die Einen beweisen und lehren, die Anderen machen blauen Dunst vor und unterhalten.

Das Publikum

Das Vorhandensein der Wechselwirkung zwischen Film und Publikum fordert eine Betrachtung des Publikums. Im Grunde ist der Film ebenso wie das Theater nicht eine moralische Anstalt, sondern eine Vergnügungsstätte. Erst ein ethisches Ideal kann einen Dichter oder einen Produzenten oder einen Schauspieler dazu bringen, das Publikum nach irgendeiner Richtung hin beeinflussen zu wollen. Ich sagte ja schon, daß das kaufmännische Interesse, das sich selten einem sittlichen oder geistigen Ideal widmet, den Film zur Publikumsattraktion gestempelt hat. Und das breite Publikum läßt sich durch Kitsch in jeder Hinsicht anlocken. Die einzelnen Wenigen, die etwas Anderes und mehr wollen, sind nicht in der Lage, Theater und Filmproduktion zu beeinflussen. Auch passive Resistenz ist völlig wirkungslos. Und wenn eines Tages die Fanfaren der öffentlichen Moral geblasen werden, indem Verderbnis und Laster gezeigt werden, um davor zu warnen, indem, deutlich gesprochen, der erbärmlichste Schund gezeigt wird, und mit einer letzten Konsequenz ein moralisches Mäntelchen darüber gehängt wird, so ist es doch klar, daß das Publikum nicht, um sich warnen zu lassen, sondern um Schmutziges und Zweifelhaftes zu sehen, herbeiläuft. Und der Geschäftsmann in seinem Filmbüro und jeder Kinobesitzer spekuliert auf den Publikumserfolg durch Kitsch, wenn er auch das erlogene Moralmäntelchen umhängt. Diese Filme, die eine offenbare Moralprägung haben, sind die schlimmsten und bekämpfenswertesten von allen.

Jedoch reagiert das Publikum auch auf etwas Anderes, nämlich auf das in Aussicht gestellte Vergnügen, sei es Sensation, sei es Komik. Sensation ist ungefährlich und bedeutungslos. Niemand braucht über Verflachung zu wettern. Sie verflacht nicht, sie ist einfach gleichgültig. Jedoch die Komik: sie ist selbst in geistloser Aufmachung befähigt, eines der höchsten Gebote der Kunst zu erfüllen, nämlich Freude zu machen. Und steckt in ihr Ernst und Wahrheit, so ist sie dazu geschaffen, Freude zu machen und zu beeinflussen. Komik und Humor braucht jeder Mensch, jeder will sich freuen, will lachen, den Alltag vergessen.

Das führt wieder klar zu der Konsequenz, daß dieses der einflußreichste Zweig des Filmspieles ist. Heute noch. Es läßt sich nicht absehen, ob der Film in der Lage ist, durch künstlerische Größe, durch inhaltlichen Ernst, durch schauspielerische Tiefe Kunstwerke, wie die Dichtung es tut, zu schaffen. Er könnte es. Der Humor, d. h. Chaplin, weist ihm den Weg. Wer wird der erste Schöpfer eines unhumoristischen Kunstwerkes sein, das inhaltlich und schauspielerisch in sich selbst einen fortwirkenden Wert hat, das dem Filmdrama eine Norm gibt? Die Menge der heutigen Filme hat noch kein derartiges Werk aufzuweisen, so gut manche auch schon sind. Das Geschäftsinteresse und der einfache Kampf mit der Materie lassen diese endgültige, positive Entwicklung noch nicht zu. Aber ich bin der festen Überzeugung, daß Chaplin, der shakespearische Narr, eines Tages einen Nachfolger haben wird, einen shakespearischen Hamlet und Richard und Heinrich. Idealismus und ein klarer, schöpferischer Blick werden ihn auszeichnen.

Marburg Hans E Friedrich

Von einer Brüdergemeine

Einen todkranken Verwandten sprach in Königsfeld ein unbekannter „frommer Christ" auf sein Aussehen hin an: ob er wisse, daß er sterben müsse und ob er bekehrt, gläubig und mit seinem Erlöser im Reinen sei? Die entrüsteten Angehörigen bemerken mir dazu, das sei wohl ein Prediger der Brüdergemeine gewesen? Ich antwortete, daß ich sehr stark vermute, zu welcher Gruppe dieser fromme Christ gehöre, eins aber sei völlig ausgeschlossen: daß er mit der Brüdergemeine auch nur irgend etwas zu tun habe. Bei diesen Leuten sei man vor solchen Interpellationen sicher, und sie hätten sich von Paulus nicht in erster Linie das Wort gemerkt, man solle Gottes Wort auch zur Unzeit predigen. —

Es war mir ein Bedürfnis, wieder einmal die Luft der Brüdergemeine ein paar Tage zu atmen. So wählte ich dazu das mir am nächsten liegende Königsfeld. Es war nicht gerade eine günstige Zeit. Die Anstalten in den Ferien, Lehrer und Pfarrer vereist, der Ort selbst mit zahlreichen Kurgästen voll besetzt, darunter viel brave Christen, von denen aber kaum einer zur „Gemeine" gehörte. Um 9 Uhr Morgens läutete das Glöcklein im Turm des Haupthauses zur Andacht im kleinen Kirchensaal. Aus Hotels, Pensionen und Privathäusern kommen die Leute regelmäßig, über hundert an Zahl. Der Saal allerdings war typisch: die Zinzendorfbüste, das Rednerpult, die Zimmerorgel und ein Kreuzesbild. Sonst alles kahl, sauber und hell. Leider sangen wir auch aus Rücksicht auf so viel Fremde die allgemeinen, nicht typischen Lieder vor und nach der Ansprache des Kurpfarrers über die Losung oder den Lehrtext des Tages.

Da machte ich die Bekanntschaft mit dem neuen Gesangbuch 1927 und nahm es samt dem Choralbuch als kostbaren Schatz mit heim. Es war doch ein geistiges und materielles Wagnis dieser 9000 deutschen Brüder, mit vielem Liebgewordenen zu brechen und seit 1778 das erste wirklich neue Gesangbuch zu schaffen. Da mußte vieles Liebgewordene fallen. Etwa ein Drittel der alten 1211 Lieder ist in der neuen 1141 Lieder zählenden Sammlung nicht mehr vertreten; dafür ist viel Neues hineingekommen. Man hat sich ehrlich bemüht, den Reformen im Gesangbuchswesen zu folgen, ist vor allem dem Auslandsgesangbuch, auch in Wahl und Satz der Melodien, stark entgegengekommen. Nicht so zwar, daß man es, wie Frankfurt und Thüringen, als ersten Teil übernommen hätte. Daran hinderte schon Eins: die Beibehaltung der alten Melodienummern. Die Brüder haben bekanntlich für ihre verschiedenen Sprachgebiete die gleiche Numerierung der „Arten". Sie singen also alle, nicht zwar die gleiche Anzahl von Melodien, aber doch den gleichen Grundstock, die Einen mehr, die Andern weniger. Was das heißen will, im Französischen und Englischen für den vorgeschriebenen Rhythmus Texte zu bieten, die auch inhaltlich den deutschen Liedern entsprechen, weiß nur der, der auf diesem Gebiet gearbeitet hat. Die französische Psalmodie ist übrigens auch letztes Jahr in einer stark modernisierten und reduzierten Neuausgabe erschienen und die englischen Moravians haben längst je ein Gesangbuch, das sich sehen lassen kann und das von dem wertvollen englischen Liedergut (das wir im deutschen Sprachgebiet gar nicht kennen und mit den berüchtigten „englischen Liedern" verwechseln) auch viel aufgenommen hat.

Wir dürfen uns also mit der Brüdergemeine dieser Neuerung freuen und ihr zu dem schönen Buch, das auch strengen Anforderungen entspricht, Glück und Segen wünschen. Nennt sie sich doch selbst eine „singende Gemeine", von der Zinzendorf sagte: „Das muß aber kein Mensch sagen, daß es einerlei sei, ob ein Bruder redet, und wärs noch so unvergleichlich, oder ob ein Volk besitzt und singt seinem Fürsten aus einem Munde. ... Leute, die hören mögen, findet man durch die ganze Welt, aber Leute, die ihrem Herrn singen und spielen ... und die das in Jahren nicht überdrüssig werden, die findet man nicht überall!"

Wie recht hatte er und wie selten sind sie heute noch! Da will man die Gottesdienste verschönen, gründet Kirchenchöre, die Gutes und Schlechtes, Schweres und Leichtes singen, aber eins bringen sie sonst nie fertig: den Chorgesang in die Herzen der Gemeinde zu singen und die Gemeinde zum übermäßigen Singen der Gesangbuchslieder zu bringen! Gar viele Chöre dünken sich zum Choralsingen viel zu gut, und gar viele Organisten kennen das ganze mögliche Repertoire eines Kirchenchors; aber der Gedanke, sämtliche Weisen des Choralbuchs einmal durchzuspielen und zu üben, ist ihnen nie gekommen! Der Vorschlag, einmal drei historische Kirchenkonzerte: „Der Choral im Wandel der Zeiten" zu veranstalten, wird in der Regel mit Achselzucken oder verlegenem Lächeln aufgenommen. Alles Andere, nur das nicht; und was ist wichtiger? Atem, die Brüder singen, und ihre berühmten Singstunden, die beileibe nicht nur Choralübungen sind, haben wir ihnen in zwei Jahrhunderten noch nicht nachgemacht. Gehn wir nur hin und tun desgleichen! —

Immerhin, einige authentische Vertreter der Gemeine waren in Königsfeld auch in dieser Ferienzeit zu haben. Mit welcher herzlichen Bereitwilligkeit stehn sie Jedem zur Verfügung, der etwas wissen und sehn will! So ging ich denn durch alle Anstaltsgebäude und suchte mir von ihrem Erziehungssystem einen Begriff zu machen. Unbedenklich würde ich nach diesem Überblick den Leuten nicht nur böse Buben und schwierige Mädchen, sondern auch liebe und kluge Kinder anvertrauen. Eben vielleicht weil Alles noch einfach ist. Aber die Leute sind doch mit der Zeit gegangen: gibt es noch Schlafsäle mit dreißig und vierzig Betten, so gibt es doch auch Häuser mit Einzelzimmern, die verwöhnten Ansprüchen genügen und, in Königsfeld z. B., für die nicht Wenigen bestimmt sind, die aus Gesundheitsrücksichten den Schwarzwald aufsuchen. Die schönen Sportplätze bezeugen, daß man keine grundsätzlichen Bedenken gegen die vernünftigen Fortschritte in der Jugenderziehung hegt. Eben dieser schwankende Gesundheitszustand mancher Schüler erschwert das Erreichen der offiziellen Lehrprogramme. Und doch ist die Gleichstellung mit den Staatsschulen Lebensbedingung gerade der modernen Privatschule mit Realschulcharakter.

Eine andere Sorge ist die Rekrutierung des Lehrpersonals. Am liebsten möchte man nur Leute aus der Gemeine haben; das läge auch im Interesse der Schüler. Aber sie sind nicht immer in genügender Anzahl vorhanden, und andere Lehrkräfte, selbst wenn sie sich in den besonderen Rahmen fügen, werden meist Anfänger sein und nicht lange im Privatbetrieb bleiben wollen, sind auch in ihren finanziellen Ansprüchen längst nicht so bescheiden wie die Brüder. Da wird noch Entsagung und Gehorsam geübt; da fügt man sich auch in die unwillkommene Versetzung an einen anderen Ort, wenn die Bedürfnisse der Gemeine es erheischen. Es geschieht um der Sache willen, der man treu bleibt, und persönliche Wünsche treten da zurück. Es ist doch etwas Großes um die Macht dieser guten Tradition!

Bekanntlich hat die Brüdergemeine mit der Heilsarmee das gemein, daß sie auf gesunde finanzielle Grundlagen und ökonomische Verwaltung ihrer Sozialwerke nicht geringen Wert legt. Zwar sind die industriellen Unternehmungen der Brüder, die vor allem der Missionssache helfen müssen, relativ unabhängig. Aber auch das ist eine Gefahr: man muß doch dafür sorgen, daß die sozialen Arbeitsbedingungen in den Fabrikgründungen gut sind und den Forderungen der Zeit sich anpassen. Es kann bei den Zuschüssen aus den Industriebetrieben nicht heißen: non olet. Und es fragt sich noch, ob diese Betriebe an sich für ein verfeinertes modernes Sozialgewissen nichts Anstößiges haben. Man denke etwa an die Zigarrenfabriken der Brüdergemeine! Oder an den Fall, sie hätten vor Jahrzehnten etwa eine Brauerei gegründet. Über das „Rauch- und Rauschgift" denkt man heute anders als damals, zumal in der Jugendbewegung. Oder man setze den Fall, diese Betriebe machten eine marktschreierische, geschmacklose und den Tatsachen wenig entsprechende Reklame! Könnte es da nicht unter Umständen geboten sein, die Brücken zu diesen Industrien ganz abzubrechen und auf ihre Erträge zu verzichten? Oder soll man an den „unchristlichen Zigarren" keinen Anstoß nehmen? Hier kann man in gutem Trauen sehr verschiedener Meinung sein. Wovon aber soll die Mission mit ihren wachsenden Bedürfnissen leben? Welche Glaubensprobe!

Über solche Fragen lernt man in Königsfeld nachdenken. Sie waren mir aber nicht die Hauptsache. Ich wollte ja von dem Brüder geist etwas abbekommen. Es ist der Geist der Liebe und der Freiheit. Ja auch dieser, und gerade heute. Otto Funcke schreibt in seiner Selbstbiographie: „Man kann sich nicht wohl denken, daß geniale, epochemachende neuschaffende Geister aus dieser Gemeinde hervorgehen können, wohl aber, daß Personen, die einen freiheitlichen Flug nehmen, sich hier gehemmt und gedrückt fühlen." In einer Anmerkung bezeichnet er dann diese Bemerkungen über eine gewisse Monotonie des Lebens als heute kaum noch zutreffend; wissenschaftliche und künstlerische Interessen hätten nun auch hier ihren Einzug gehalten! Das ist kein törichtes Urteil. Man hätte zu Funckes Leidwesen noch hinzufügen können, auch der theologische Liberalismus sei nun nicht mehr verpönt. Gewiß die Herrnhuter haben in den letzten Jahrzehnten einige Fenster nach der Welt ohne Bedenken aufgetan, ohne damit aus der Art zu schlagen. Sie legen auf wissenschaftliche Tüchtigkeit und freie wissenschaftliche Betätigung Wert. Sie kennen überhaupt keine Enge, über die sie nicht in Liebe zu Andersdenkenden hinaus können. Das gilt auch für das politische Gebiet. Vielleicht treiben sie doch mehr Politik, oder sagen wir lieber: sie denken und fühlen stärker politisch, als Funcke es meinte. Das ist auch schön und gut. Aber sie „engagieren" sich politisch nicht, sie treten nicht mehrheitlich einer Partei bei und vor allem: sie tragen die Dinge nicht in ihre Kirchensäle. Dies die negative Seite der Sache. Positiv muß hinzugefügt werden: sie haben die Feuerprobe des Krieges besser bestanden, als viele andere christliche Gemeinschaften. Der Menschheitsgedanke ist bei ihnen nicht abgebrochen, und die Beziehungen zu den englischen, amerikanischen usw. Unitätsgebieten haben zwar eine gewisse Spannung erfahren — auch hier gab es energisch desavouierte enfants terribles! — sind aber nicht zerrissen. Es wollte doch etwas heißen, so schnell nach dem Kriege wieder eine Synode mit den Engländern, Holländern, Schweizern usw. in Herrnhut abzuhalten und sich ohne Weiteres, wie einst, zu verstehen. Auch hier hob die vollkommene Liebe die Furcht auf, die nämlich vor dem Nationalismus und vor der Nächstenliebe jenseits den Grenzen von Land und Sprache. Man hat das vielleicht in weiteren Kreisen nicht beachtet. Aber neben die Quäker müssen wir in Achtung und Liebe die Brüder stellen!

Alles in Allem: es fragt sich, ob irgendeine christliche Gemeinschaft von so bescheidenem Umfang an tätiger Liebe die Brüdergemeine übertroffen hat. Dabei ruhen die Leute durchaus nicht auf ihren Lorbeeren aus. Sie schicken sich in die Zeit, passen sich ihr an, sind in der Welt, nicht von der Welt. Nur ganz oberflächliche Beurteiler, die sich an ihren kleinen äußeren Besonderheiten stoßen, werden sie als Sekte behandeln. Sie haben innerlich so gar nichts von den typischen Gebrechen der Sektierer, als da sind: geistiger Hochmut, Selbstgerechtigkeit, Beschränktheit und Starrheit, einseitige Betonung des Unterscheidenden und Nebensächlichen. Mehr als die Turner verdienen sie die vier F-Prädikate: frisch, fromm, fröhlich, frei! Gerade das Frische und Fröhliche tut dem Außenstehenden bei ihnen so wohl: er weiß, daß er von ihnen nicht geplagt wird, daß sie nicht feierlich, nicht trübselig, nicht inquisitorisch, nicht starr und steif sind. Wer sagte doch einmal, die Stillen im Lande aus der Brüdergemeine bekennten: „ich danke Gott, daß ich den Weg zur Seligkeit gefunden habe", und die andern Christen aus den kleinen Gemeinschaften setzten hinzu: „aber du hast ihn noch nicht gefunden, und ich will dir ihn bei uns zeigen!"

Mag sein, daß nicht alle Leser so gute Erfahrungen mit den Herrnhutern gemacht haben, wohl aber die meisten. Ich rechne es zu den Glücksfällen meines Lebens, mit ihnen in Beziehung getreten zu sein, und danke meinen Gott für den Segen, den ich noch fortwährend durch sie erfahren darf.

Scherzingen, Thurgau Eduard Platzhoff-Lejeune

Luther und Söderblom

Luther und Söderblom. Kircheneinheit im Sinne Luthers. Von Lic. Dr. Martin Burgdorf.[1])

Das Thema „Luther und Söderblom" kann zur Behandlung reizen. Um es auf zwei Bogen zu erledigen, bedarf es einer ungemeinen Konzentration auf das Wesentliche. Das Problem der Kirche bei Luther selber ist ja in unsern Tagen Gegenstand eindringender Forschung und mancher Meinungsverschiedenheit. Nun kommt noch Söderblom hinzu. Nach dem Untertitel, der Burgdorfs eigentlichen Gegenstand zeigt, wäre da zuzusehen, wie sich Söderbloms Blick auf die kirchliche Einheit zu Luthers Einsichten füge. Und dazu liegt, außer dem besonders in den letzten Jahren sehr ausgedehnten Schrifttum Söderbloms in Sachen der kirchlichen Einigung, noch die nicht kurze Reihe der Versuche vor, in denen Söderblom zu Luthers Person und Werk Stellung nimmt. Hieß doch schon sein erstes Buch von 1894: „Die Grundgedanken der lutherischen Reformation"[2]). Vier Jahre darauf gibt er, um von Anderm hier zu schweigen, in seinem Buch „Die Bergpredigt Jesu und unsre Zeit" neben einem fortlaufenden Kommentar eine eingehende Auseinandersetzung mit den Deutungsversuchen. Er widmet darin Luther ein eigenes Kapitel und macht sich Luthers Gedanken „stark, aber nicht kritiklos"[3]) zu eigen. Zu Luthers Katechismen hat er früher mehrfach das Wort ergriffen, und gerade jetzt zum Jubiläum eine freudig aufgenommene schwedische Festschrift geschrieben. Als er bei der Invocavit-Feier 1922 in Wittenberg und dann auf dem Lutherischen Weltkonvent in Eisenach 1923 sprach[4]), lagen erneute tiefgreifende Studien hinter ihm, die in dem nur schwedisch erschienenen Buch: „Humor und Melancholie und andre Lutherstudien" ihren Niederschlag gefunden haben. Im gleichen Jahre nötigte ihn seine Besuchsreise zur schwedischen Augustana-Synode anläßlich der Einweihung der neuen Gebäude der theologischen Hochschule in Rock Island, der Frage näher zu treten, mit welchem Rechte die nicht ganz parallel entwickelten Kirchenkörper drüben in Amerika und daheim in Schweden sich im Besitze des lutherischen Erbes wüßten[5]). All das ist nur eine ganz knappe Auswahl aus dem Material, dessen Bewältigung zur Beantwortung der Frage nach dem Verhältnis Söderbloms zu Luther vorausgesetzt werden dürfte.

Daß Burgdorf die nur schwedisch vorliegenden Schriften nicht kennt, mag hingehen. Bedauerlicher ist es schon, daß er von dem Material, das mein monographischer Versuch der deutschen Leserwelt bequem mitteilt, keine Kenninis verrät. Er zitiert überhaupt nur den Wittenberger Vortrag von 1922: „Christliche Lebens- und Arbeitsgemeinschaft" und das Buch, das ich 1925 nach schwedischen und englischen Vorlagen herausgegeben habe: „Einigung der Christenheit". Söderbloms großes Stockholmbuch wie seine so wesentlichen, auch deutsch vorliegenden[6]), programmatischen Äußerungen

[1]) Christophorusverlag, Fürstenwalde a. Spree. 32 S. 1 M.

[2]) Vgl. Peter Katz: Nathan Söderblom, ein Führer zu kirchlicher Einheit. Halle a. S. 1925. S. 9.

[3]) Ebenda S. 11.

[4]) Ebenda S. 69—74.

[5]) Ebenda S. 35—47. Über Söderbloms Lutherbuch vgl. meine ausführlichen Referate in Theologischen Blättern 1923 und „Luther" 1923.

[6]) Siehe nächste Spalte.

zu Lausanne, und die für die Erkenntnis von Söderbloms innersten Motiven so wichtigen Vorträge „Zur religiösen Frage der Gegenwart“ [7]) konnten daher seine Urteilsbildung nicht beeinflussen. Diese ist schon auf der ersten Seite klar zu ersehen: Wie heute die Ökumenizität, so erstrebte man früher u. a. die preußische Union. Beide „Fremdwörter“ sind ihm unsympathisch.

Wir haben also einen Lutherspezialisten vor uns, der in einer, wie ihm neulich in der CW Nr. 6 Sp. 278 bescheinigt wurde, unzureichenden, Art glaubt, von seinem festen Boden aus über Zeiterscheinungen urteilen zu können, ohne diesen ein gleich eindringendes Studium zu widmen. Das Ergebnis sind dann dünne Heftchen, „Proben eines Urteils, das der Untersuchung vorausgeht“.

Das Gefühl dafür, daß die Basis reichlich schmal sei, fehlt ja auch Burgdorf nicht. So führt er schon, entgegen der Titelfassung, auf der ersten Seite weitere Autoren ein, die die fehlenden Belege durchweg zu erbringen haben, in diesem Falle Wallau und O. Dibelius. Der Rezensent hat nachher die undankbare Aufgabe, das künstlich Zusammengewirrte wieder aufzudröseln. Er wird dies Geschäft aber nicht auf dem kostbaren Raum der CW tun, sondern hier nur kurz Burgdorfs Arbeitsweise beleuchten.

Der ganze erste Abschnitt: „Die Gewissensnötigung des Neuen Testaments und die Zeitlage“ hat es denn, außer mit Luther, mit Wallau und Dibelius zu tun; von einem Nachweis, daß diese Söderbloms Gedanken vertreten, findet sich keine Spur. Einzig das Wort von Luthers „unbeholfenem Idealismus“ als Kirchengründer wider Willen und das andere von Luthers „unvernünftiger und unglücklicher“ Stellungnahme zu Zwingli in Marburg 1529 erregt Burgdorf immer neu. Daß jenes als Lob gesagt ist, und daß diesem der Satz folgt: „Luther vermeinte, in den Andern einen andern Geist zu spüren. Das bedeutete, daß er, mit Recht oder Unrecht, in ihnen die allesverzehrende, religiöse Leidenschaft vermißte, die seine eigene Seele erfüllte“ — ist nicht in Burgdorfs Exzerpte übergegangen, auf denen er sein Heft aufbaut. Der zweite Abschnitt: „Das alte und das neue Bekenntnis“ ist eine wenig angenehme, seltsame Konsequenzmacherei, zu der vorgefaßte Meinungen und nicht die spärlichen Quellenbelege die Unterlage abgeben. Burgdorfs Notizenstift schreibt bei der Lektüre eigentlich nur dort etwas aus, wo die Schlagwörter der Stockholm-Diskussion anzuklingen scheinen. So entrüstet er sich, daß Söderblom (Einigung S. 140) die eschatologische Deutung des Reichs Gottes nicht r ü c k h a l t l o s zu unterschreiben bereit ist. Die Äußerung Söderbloms, die das dadurch entstehende einseitige Bild zurechtrückt, steht drei Seiten weiter; sie hat nicht den Weg in die Exzerpte finden dürfen, weil sie nicht in den Kram paßt [8]). — Noch ein Beispiel: In der groß geschauten Parallele zwischen Luther, Ignatius und Erasmus rücken die beiden Ersten als in den innersten Tiefen aufgewühlte Fromme überraschend, wenngleich gegensätzlich, nebeneinander. Erasmus steht als der, der am ehesten Reform, Repristination, erstrebte, als der, den man am ehesten darum Reformator nennen dürfe, für sich; Söderblom läßt keinen Zweifel daran, daß ihm Erasmus damit eine Stufe tiefer stehe, weil der große Fromme aus Gott und der durch ihn gewirkten Geschichte lebe und nicht aus der humanistischen Kritik. Für Burgdorfs massive Kategorien hat er indes nicht klar genug geredet. Er dekretiert (S. 16): Der von Söderblom „Reformator“ genannte Erasmus — worin sich nun eine besondere Wertschätzung von Seiten Söderbloms auszudrücken scheint! — „neigte zur Methode Söderblom“ — von der ich behaupte, daß sie Burgdorf eine schleierhafte Größe ist. So kommt es dann dazu, daß sich Söderblom seitenweise Burgdorfsche Eulen in sein nordisches Athen am Fyrisstrande tragen lassen muß.

Abschnitt 3 „Das Calvinistisch-theokratische Kirchenideal“ hat zur schmalen Basis, daß Wallau, zu Unrecht, wie ich seiner Zeit sogleich in den Theologischen Blättern 1925 betonte, von einer „Calvinisierung des Reichgottesgedankens“ spricht. Nun muß Söderbloms ökumenischer Rat der Christenheit ein calvinisch-päpstliches Pfaffenregiment werden. „Es ist wohl auch mehr als eine bloße Vermutung, wenn einsichtige Christen hinter den politischen Zielen des ökumenischen Kirchenrates den angelsächsischen Imperialismus in Verbindung mit dem internationalen Kapitalismus vermuten.“ Auch daß dem Rat einmal ein evangelischer Papst vorstehen müsse, wird nett an die Hand gegeben. Daß ich mich auf das Pflücken dieser Blüten beschränke, möge Burgdorf beileibe nicht so verstehen, als sei der übrige Inhalt seiner Seiten einwandfrei. Es lohnt nur nicht, davon zu reden.

Der letzte Abschnitt über das „Soziale Credo“ sieht schließlich „der Christen Aufgabe“ darin, „nicht die menschliche Dynamik des theokratisch-calvinistischen Reichgottesideals zu verherrlichen nach Art der Methode Söderblom, sondern die göttliche Dynamik einer Kirche des lebendigen Wortes zu betonen nach Art der wahren Methode Luther.“ Herr Lic. Dr. Burgdorf mag ruhig sein, die Tür, die er hier unverdrossen einrennt, hielt Söderblom immer offen!

Burgdorfs Heft mag ihm selber Freude machen und solchen, die nicht sehen, wie bedenklich die daraus zu gewinnende Belehrung ist. Trübte Burgdorf nicht seine Voreingenommenheit, so müßte seine Berufung auf Luther größere Gewissenhaftigkeit und damit ein reinlicheres Ergebnis zu Folge haben. Von dem vorliegenden ist über Söderblom nichts, über Burgdorfs Söderblomkenntnis nur Betrübliches zu lernen [9]).

Neudorf, Saar Peter Katz

[6]) In der Eiche wie in der Zeitschrift für systematische Theologie: Randanmerkungen zu Lausanne.

[7]) 1. Gehen wir einer ‚religiösen Erneuerung‘ entgegen? 2. Der Kirche Christi Weg in dieser Zeit. 2. Aufl. 1925. Hinrichs, Leipzig.

[8]) „Es ist hier nicht der Ort, auszuführen, warum mich die eschatologische Auffassung vor 30 Jahren so tief traf, als vordem ungeahnte, klarere Beleuchtung der letzten und schwersten Lebenszeit unseres Heilands.“ a. a. O. S. 143.

Die Arbeitswoche des deutschen Ausschusses für Glaube und Kirchenverfassung (Lausanne)

Auf Schloß Waldenburg 15.—20. April 1929

Eine Anzahl Angehörige des Ausschusses für Glaube und Kirchenverfassung und einige Freunde dieser Arbeit kamen im April zu einer Arbeitswoche auf Schloß Waldenburg in Sachsen zusammen, dort in der gütigsten Weise als Gäste des Schloßherrn und seiner Gattin aufgenommen und betreut. Es war eine bunt zusammengesetzte Gemeinschaft: veranstaltet war die Tagung von Professor Siegmund-Schultze, geleitet wurde sie von Bischof Jensen. Die Stimmen, die im Gespräch laut wurden, waren die der Reformierten und Lutheraner, der Methodisten und der Herrnhuter; aber auch innerhalb dieser Gruppen wieder hörte man Stimmen von sehr verschiedenem Klang.

Schöner und wertvoller vielleicht, als was gearbeitet wurde in Referat und Besprechung, war das Zusammenleben selbst der so verschiedenen Menschen unter einem Dache: einer Tischgemeinschaft, einer Arbeitsgemeinschaft und Morgens und Abends einer Gemeinschaft der Andacht und des Gebetes. Diese Möglichkeit, in beständigem Gespräch und persönlichem Austausch einander näher zu kommen, wurde uns durch unseren Gastgeber verschafft, dem wir dafür nur von Herzen dankbar sein konnten.

Der Arbeit selbst war der leitende Gesichtspunkt gegeben worden, es solle der Begriff der K i r c h e i m N e u e n T e s t a m e n t untersucht werden. In dieser Themastellung war natürlich stillschweigend die Absicht enthalten, man solle sich bemühen, aus dem, was das Neue Testament von der Kirche sagt, Weisungen für das gegenseitige Verständnis der Konfessionen zu gewinnen. Das Grundthema wurde von vier verschiedenen Blickpunkten aus in Referaten beleuchtet: von Professor L a n g als Reformiertem, Superintendent S o m m e r als Methodisten, Professor W o b b e r m i n und Pfarrer H o m a n n als Lutheranern, die aber beide wieder so verschiedene Standpunkte zur Geltung brachten, daß ihre Referate das Gegenteil von Wiederholungen darstellten. Ein Teil der Diskussion wurde ferner durch die Gedanken von Generalsuperintendent D i b e l i u s beherrscht, die aus seinem Buche über das Jahrhundert der Kirche bekannt sind. Er griff einmal mit einer längeren Ausführung ein und diese Darlegungen hatten praktisch die Wirkung eines fünften Referates.

[9]) Vielleicht darf hier ein Wort über das seine Stelle finden, was kirchliche Korrespondenzen wenig glücklich den „Streit der Erzbischöfe von Upsala und Åbo“ nennen, wenig glücklich, weil Söderblom den Fehdehandschuh nicht aufgenommen hat. Erzbischof Gustav Johansson war im Herbst 1914 neben dem unitarischen Bischof von Ungarn der einzige Unterzeichner aus einem kriegführenden Lande unter Söderbloms Aufruf „Für Frieden und Gemeinschaft“, der den Anfang der Stockholmer Bewegung bezeichnen dürfte. Sein seitdem sich zunehmend verschärfender Gegensatz gegen Söderbloms ökumenisches Friedenswirken, das den Geist der zusammengefaßten Christenheit gegen den Geist von unten her mobil machen will, ist mehr und anderes als etwa nur Eigenwille und Einseitigkeit eines hochbejahrten Kirchenmannes. Was ihn hindert, die gut christlichen Impulse Söderbloms zu würdigen, ist der pessimistische Blick des Beckschülers auf die Welt, die „im Argen liegt“. „Wenn G. Johansson in seinen bekannten verschiedenen Auslassungen über die ökumenische Bewegung darin nichts weniger als ein vom Christentum her gesehen verheißungsreiches Zeichen erblickt, sondern umgekehrt sogar ein sicheres Anzeichen für den wachsenden Einfluß des Pseudochristentums auf die Kirche und für eine baldige Auslösung des gegenwärtigen Zeitalters, so ist das bloß ein getreuer Ausdruck für die Geschichtsauffassung, die uns bereits bei Beck entgegengetreten ist. Da der Christ weiß, daß das Reich Gottes in diesem von der bösen Geistesmacht noch beherrschten Zeitalter eigentlich nur ‚einzelne Menschen verneuen‘ könne und daß die Durchdringung des Lebens der Gesellschaft mit christlichem Geiste erst dem kommenden tausendjährigen Reiche angehöre, so vermeidet er alle ‚unvernünftige Betriebsamkeit und Ungeduld‘ und erharrt in geduldigem Warten Christi zweite Zukunft (Vår heliga tro, S. 621). Becks ‚Weltpessimismus‘ und sein Blick auf den ‚sporadischen und verborgenen‘ Charakter des ‚innerweltlichen‘ Gottesreiches hat in dieser Position Johanssons seine folgerichtige praktische Anwendung gefunden.“ — Zitiert aus dem hervorragenden Werk von D. Torsten B o h l i n - Åbo: Der christliche Reichgottesgedanke im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart (schwedisch 1928, Lund, 503 S. 8°).

Da die Referate dieser Woche zusammen veröffentlicht werden sollen, so ist es wohl nicht erforderlich, auf dem engen Raum eines Berichtes ihren Inhalt zu skizzieren. Vielmehr soll versucht werden, einen Gesamteindruck davon zu geben, welche Meinungen vom Wesen der Kirche gegeneinanderstanden und welcher Durchschnitt durch den gegenwärtigen Stand der Diskussion über das Wesen der Kirche sich dadurch zu ergeben schien.

Wir wollen dabei das vorwegnehmen, was D. Dibelius in die Aussprache hineintrug. Ihm ist ja das wesentliche Anliegen dieses, der Welt, in der wir leben, ein starkes Gefühl vom Wert und der Aufgabe der Kirche als Lebensgemeinschaft zu vermitteln, und zwar einer Lebensgemeinschaft, die das Dasein großer Volksteile umfaßt, bestimmt und gestaltet. Aus dieser ausgesprochen erzieherischen Absicht heraus legt er starkes Gewicht auf die konkrete Gestalt der kirchlichen Gemeinschaft, ihre Wirkungsmöglichkeiten und Aufgaben. Es wurde im Gespräch mit ihm immer wieder auf die Gefahr hingewiesen, daß man auf diese Weise Einzelheiten der kirchlichen Lebensform und Aufgabe mehr betone als das, was Grund und Quelle des kirchlichen Denkens und Tuns sein müsse, daß man schließlich im Begriff christliche Kirche die Kirche mehr betone als den Christus.

Sehen wir von dieser besonderen Auseinandersetzung ab, so wird man die Gegensätzlichkeiten, durch die wir uns hindurchtasteten, vielleicht folgendermaßen zeichnen können. Es standen gegeneinander die Deutung der Kirche als Institution und ihre Deutung als Personengemeinschaft. Dieser Gegensatz ist natürlich kein ausschließlicher, denn wer das Moment der Stiftung und des objektiven Daseins der Kirche unterstrich, der wußte doch, daß sie sich nur in der Gemeinschaft der Menschen wirklich darstellt; und wer wieder den Kreis der gläubigen Gemeindeglieder für das Wesentliche hielt, war sich doch klar, daß das Leben dieser Gemeinschaft von den Stiftungen Jesu, von Wort und Sakrament gespeist wird. Dennoch war hier ein Unterschied unverkennbar. Den Gedanken des Institutes betonten die Lutheraner, den der persönlichen Gemeinschaft die Reformierten, Methodisten und Herrnhuter. Es war eigentlich zu bedauern, daß kein konsequenter Vertreter des Amtsbegriffs im Sinne der apostolischen Nachfolge dort war. Wäre diese Auffassung ausgesprochen worden, die das Wirken des Geistes in der Kirche entschlossen an den äußerlich bezeichneten Amtsträger bindet, so wäre das für die Lutheraner eine Veranlassung gewesen, ihren Begriff von der kirchlichen Stiftung noch nach einer anderen Seite hin abzugrenzen, als es so erforderlich war. Und die vielleicht größte Schwierigkeit der interkonfessionellen Verständigung hätte dann auch in unserem Kreise durchgearbeitet werden müssen, eben die Auseinandersetzung mit den hochkirchlichen, den anglikanischen und katholischen Vertretern eines Amtsbegriffes, der die sichtbare Weitergabe der geistlichen Ausrüstung zum Amte fordert.

Wie die Zusammensetzung des Kreises war, lag in unserem Gesichtsfeld ganz besonders der Gegensatz, von dem oben gesprochen wurde: Ist die Kirche in erster Linie die Stiftung Jesu, die die Verkündigung des Wortes und die Spendung der Sakramente verwaltet, oder ist sie in erster Linie die Gemeinschaft der erlösten Kinder Gottes, die miteinander im Glauben und in der Liebe verbunden sind? Mit dieser Frage kreuzt sich die andere: Ist die Kirche sichtbar? ist sie unsichtbar? Oder inwiefern ist sie das eine oder das andere? Vielleicht kommen wir einen Schritt weiter, wenn wir im Kirchenbegriff mehr das Moment der Handlung als das des Zustandes betonen. Institution und Personenkreis, beides sind Zuständlichkeiten. Die Institution ist sichtbar, die Gemeinschaft gläubiger Menschen ist unsichtbar. Die Kirche aber ist etwas Anderes: sie ist Handeln Gottes. Er handelt durch sein Wort. Sein Wort muß gehört werden — in der Predigt — oder gesehen und geschmeckt — im Sakrament. Deshalb ist die Kirche sichtbar. Aber ob wirklich in jedem Falle das Wort seine Wirkung tut, ob es wirklich geredet, wirklich gehört wird, das steht in jedem einzelnen Fall allein in Gottes Gnade, und wir können es nicht feststellen. Darum ist die Kirche unsichtbar. Alles, was von Institution und Personenkreis zu sagen ist, steht in Gefahr, dem Kirchenbegriff mehr weltliche Breite zu geben, als er haben darf: die Kirche steht immer auf des Messers Schneide, weil sie nicht eine Einrichtung, nicht ein Menschenkreis ist, sondern eine immer erneute Tat Gottes an der Welt.

Eine Lösung der Schwierigkeiten oder eine Einheitsformel wurde nicht gefunden und nicht erstrebt. Es ist die deutsche Art, diese Dinge zu behandeln, daß man sie ausspricht, die Meinungsverschiedenheiten gegeneinander austrägt, aber nicht darauf hindringt, zu einer gemeinsamen Formel zu kommen, sondern sich bemüht, sich immer besser zu verstehen. Schritt vor Schritt von einander zu lernen. Diesem Ziel aber sind wir in Waldenburg sicherlich näher gekommen.

Ein Bericht wie dieser kann nur grobe Umrisse zeichnen und wird in der Auswahl des für entscheidend wichtig Gehaltenen sehr subjektiv bestimmt sein. Um so mehr ist deshalb noch einmal darauf hinzuweisen, daß der Verlauf und der Ertrag der Aussprache noch in ausführlicher Darstellung veröffentlicht werden sollen.

Neuhaus, Solling Paul Leo

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Kirchliche Einigung in Schottland

Am 24. Mai haben die beiden Hauptkirchen in Schottland, die Church of Scotland und die United Free Church, beschlossen, sich zu einer Kirche zu vereinigen.

Der Beschluß wurde nahezu einmütig gefaßt. In der Generalversammlung der schottischen Staatskirche stimmten von rund 700 Mitgliedern nur drei, in der freien Kirche von rund 800 Mitgliedern nur 39 dagegen. Damit ist nun ein großes kirchliches Einigungswerk vollzogen, über das sich die ganze protestantische Welt freuen kann.

Die Vorgeschichte dieser Einigung ist lang und schmerzlich. Die schottische Kirchengeschichte ist voll von Trennungen und Wiedervereinigungen. Die letzte größere Spaltung fand statt in der Disruption vom Jahre 1843. Damals riß der geistesmächtige Dr. Chalmers 400 Pfarrer und Gemeinden von der alten Staatskirche los und gründete eine äußerst lebendige, missionsfreudige Freikirche. Diese ging im letzten halben Jahrhundert selber wieder durch Trennungen und Wiedervereinigungen hindurch. Neben ihr besteht heute noch die kleine abgesplitterte Free Church.

Es ist bemerkenswert, daß das Motiv der schottischen kirchlichen Trennungen zumeist nicht dogmatischer Natur war. Die schottischen Kirchen haben nie eine gemäßigte reformierte Orthodoxie aufgegeben, ohne anderseits je dem Fundamentalismus zu verfallen. Das Motiv solcher Trennungen war vielmehr fast immer im Verhältnis zum Staate begründet. Es war vielmehr der Kampf gegen den Erastianismus als gegen den Liberalismus, der die schottische Kirchengeschichte füllte.

Die Hand des Staates lag allerdings Jahrhunderte lang schwer auf der schottischen Kirche. Während der kontinentale Protestant das Verhältnis von Staat und Kirche lange Zeit fast als ein väterliches empfand, eingedenk des Schutzes, den die Reformation vom Landesherrn erfahren hatte, lebte im schottischen Protestantismus seit den Tagen des Covenant auf dem Kirchhof von Grey Friars ein starkes Mißtrauen gegen den Staat, der ihnen Bischof und Kirchenordnung aufzwängen wollte.

In der schottischen Staatskirche war allerdings diese Oberhoheit des Staates in den letzten Jahren wenig mehr als eine symbolische Form. Der König schickte jährlich den Lord High Commissioner zur Eröffnung der Generalsynode, um den Staat zu vertreten. Dessen Rechte in dieser Kirchenversammlung waren aber genau umgrenzt. Er darf ohne den Willen der Versammlung nicht reden, obschon die Mace, das Zeichen der staatlichen Gewalt, über dem Moderator hängt. Jahrhunderte lang wurde dieses hohe kirchliche Amt von den Trägern alter schottischer Adelsnamen ausgefüllt. Als Ramsay Macdonald zum ersten Male am Ruder war, schickte der König anstatt eines schottischen Marquis oder Herzogs den einfachen Bergmann James Brown zur Eröffnung der Generalsynode nach Edinburgh. Der residierte dort wie alle übrigen königlichen Kommissäre mit Mrs. Brown, die, sonst in einer schottischen Küche am Waschtrog stehend, zehn Tage lang in dem alten Schloß Holyrood geehrt wurde, von dem aus Maria Stuart heimliche und offene Kämpfe gegen die schottische Reformationskirche geführt hat. Die Herzlichkeit, mit der das schottische Volk den einfachen Bergmann vor fünf Jahren empfing, war ebenso bemerkenswert, wie die religiöse Überzeugung, die damals aus der Ansprache dieses Vertreters der Arbeiterschaft sprach.

Der König schickte in diesem Jahre den Duke of York als Lord High Commissioner nach Edinburgh und markierte damit die Bedeutung des historischen Aktes. Der Lord High Commissioner wird in Edinburgh mit königlichen Ehren empfangen, und dabei wird, wie der Engländer das liebt, ein buntes altes Zeremoniell entfaltet. Er erhält die Schlüssel der Stadt und fährt mit einer königlichen Eskorte zu den offiziellen Anlässen. In der ernsten Atmosphäre schottischer Generalversammlungen wirkt jeweilen der Aufzug des Kommissionärs mit seiner rot gerockten Eskorte und ihren hohen Bärenmützen wie ein bunter Fleck in einem düstern Gemälde, der das Auge entzückt. Es war dieses Mal im besonderen Maße der Fall, da der Duke of York und seine Herzogin, ein Kind Schottlands, besonders geliebt sind, vielleicht noch mehr, als der erste Sohn des Königs, der Prince of Wales. Der Sohn des Königs, etwas schüchtern und beinahe stammelnd, äußerte nachdrücklich die Hoffnung des Königs, daß das Werk der Einigung zum Abschluß gebracht werden könne. Der Staat hatte schon 1921 es dadurch vorbereiten helfen, daß er der Church of Scotland volle innere Freiheit in allen kirchlichen Angelegenheiten gewährte — ein Zugeständnis, auf das in der letzten Abstimmung im Parlament, als das Prayer Book fiel, immer wieder hingewiesen wurde als auf eine mögliche Lösung.

Der historische Akt des Einigungsbeschlusses vollzog sich in beiden Generalsynoden gleichzeitig. Sie tagen nur durch eine Straße getrennt, die Church of Scotland in der Tolbooth Church, die auf dem Wege zum überragenden Burgfelsen hinauf liegt. Die United Free Church in der Assembly Hall auf dem Mound. Die beiden Versammlungen sind sich also so nahe, daß sie sich gegenseitig über die Straße psalmieren hören können. Wie Robert Louis Stevenson sagte, ist so allerdings nur eine Straße zwischen den beiden Kirchen, nur eine Nuance in ihren Grundsätzen, und doch saßen sie lange

„verzaubert einander gegenüber und beteten mit verdammenden Ausrufen für ihr gegenseitiges Wachstum in der Gnade". Trotzdem war jahrelang nicht nur keine Fühlung zwischen den beiden Kirchen, sondern eine gewisse Bitterkeit. Es war daher eine Tat, als vor zwei Jahrzehnten der Moderator Wallace Williamson zum ersten Male über die Straße ging, um der andern Generalsynode Grüße zu bringen.

In der staatlichen Generalsynode fand sich sozusagen kein Widerstand gegen die Einigung. Die Generalsynode der freien Kirche dagegen hatte es noch mit dem hartnäckigen Protest einer kleinen Minorität zu tun, die schon letztes Mal unter der Führung von Rev. Barr versuchte, die Einigung zu hindern. Die Gründe der Minorität waren dabei nicht neu. Es war der alte Widerstand gegen jede Verbindung mit dem Staate, dann aber auch vermögensrechtliche Bedenken. Diese Minorität hält es für einer Kirche unwürdig, einen Teil ihres Einkommens aus der Grundrente zu beziehen, die ursprünglich auch aus altem kirchlichen Eigentum stammt und nur vom Staat übernommen wurde. Die Freie Kirche lebt allerdings auch nicht ausschließlich nur von freiwilligen Gaben, sieht aber die Anlage ihrer Gelder in zinstragenden Wertpapieren für weniger gefährlich an als die Grundrente. Hierin spiegelt sich die Tatsache, daß die Staatskirche in eine Zeit zurückreicht, da nur Einkommen aus Grund und Boden bestand, währenddem die Freikirche in einer Zeit gegründet wurde, da schon die moderne Industrie- und Geldwirtschaft ihren Einfluß auch auf die kirchlichen Systeme ausübte.

Während die staatliche Generalsynode den Einigungsbeschluß in wenigen Minuten gefaßt hatte und darauf die Doxologie anstimmte, nahm die Diskussion der Minoritätsgründe in der Freien Kirche längere Zeit in Anspruch. Das Ergebnis war trotzdem gesichert. Der Abstimmung war eine Befragung der Presbyterien, die eine Art Bezirkssynoden darstellen, und der Gemeinden vorausgegangen. Dadurch war klar geworden, daß auch das schottische Kirchenvolk die Einigung wollte, wenn schon eine Anzahl von Abstimmungen noch ausstand. Zu dieser Abstimmung sind übrigens auch die kontinentalen Gemeinden und die Missionskirchen eingeladen worden.

Der Widerstand gegen die Einigung lag also selbstverständlich viel mehr in der Freien Kirche als in der Staatskirche. Sie mußte daher mit besonderer Behutsamkeit und Rücksicht vorgehen. Die schottische Kirchengeschichte konnte da zur Lehre dienen, denn mehrmals entstand als Resultat der Einigung von zwei Kirchen daneben noch eine dritte, die die alte Kirche weiter führen wollte, wie dies auch in Canada der Fall ist. So war auch die kleine Free Church entstanden, die sogenannte ‚Wee Free', die allerdings eine ganz kleine Minderheit geblieben ist und sich heute fundamentalistischen Einflüssen öffnet.

In den 20 jährigen Verhandlungen eines gemeinsamen Komitees haben die hervorragendsten schottischen Protestanten ihr Bestes gegeben. Auf Seite der Church of Scotland vor allem Rev. White und Lord Sands, dem wir auch in Lausanne begegneten. In der United Free Church wurde das Einigungswerk vor allem durch den jetzigen Moderator Principal Martin, Rev. Drummond und Rev. Harry Miller gefördert.

Eine große Freude liegt heute auf der überwiegenden Mehrheit des schottischen Kirchenvolkes. Das kam überzeugend zum Ausdruck bei dem gegenseitigen Besuch der beiden Moderatoren. Im Moderator verkörpert sich auf einzigartige Weise die alte presbyterianische Tendenz mit dem Führergedanken. Der Moderator besitzt eine nicht geringe Gewalt und wird auch äußerlich in Stellung und Tracht ausgezeichnet. Wenn der Pförtner mit lauter Stimme der Versammlung ankündigt: „Moderator!" und dieser in Kniehosen, im geistlichen Frack mit Spitzenjabots und dem mittelalterlichen Hute erscheint, erhebt sich die ganze Versammlung und bleibt ehrerbietig stehen, bis er in feierlich tiefer Verbeugung die Versammlung begrüßt hat. Wie in England, mischt sich auch in Schottland eine zähe Liebe zum Alten mit einer starken Aufgeschlossenheit für neue Gedanken.

Da noch allerlei technische Schwierigkeiten zu lösen sind, soll ein vorläufiges Provisorium bestehen bleiben, während dessen auch dafür gesorgt werden kann, daß die Minorität zu ihrem ungeschmälerten Rechte kommt. Die gesetzliche Grundlage ist allerdings so, daß sie unter keinen Umständen die Fortsetzung der alten kirchlichen Benennung erzwingen kann, die Eigentum der bisherigen Kirche bleibt und damit vermögensrechtliche Prozesse ausschließt.

Ein feierlicher Akt der Vereinigung der beiden Kirchen soll im Oktober stattfinden. Dann ziehen die beiden Generalsynoden zusammen nach der historischen St. Giles-Kathedrale, wo John Knox predigte, und vereinigen sich unterwegs zu einem Zuge.

Wenn an dieser Vereinigung die 1704 Gemeinden, 1825 Pfarrer und 600 000 Mitglieder der Staatskirche sich verbinden mit den 1461 Gemeinden, 1511 Pfarrern und der halben Million Freikirchler, so wird die schottische Kirche fortan eine der stärksten reformierten Kirchen der Welt sein. Sie wird damit ihre Kräfte mit noch viel mehr Wirkung verwenden können, als es bisher in getrennten Lagern möglich war. Das prächtig blühende Missionswerk, das in Schottland ganz an die Kirche angeschlossen ist, wird einen neuen Antrieb und die Stellung Schottlands in den internationalen Bewegungen eine gewaltige Stärkung erfahren.

Das protestantische Ausland hat dem wichtigen kirchengeschichtlichen Akt volle Aufmerksamkeit geschenkt. Eine große Menge auswärtiger Delegierter war zugegen. Von lutherischer Seite Erzbischof Söderblom, der mit außerordentlicher Herzlichkeit empfangen wurde und keine Mühe hatte, eine Brücke zwischen lutherischem und reformiertem Wesen zu schlagen durch die hohe Anerkennung, die er dem kirchlichen Leben der Nation, dem Missionsgeist und der rege arbeitenden schottischen Theologie zollte.

Die schottischen Kirchen haben ihrerseits auch stets einen weiten Blick gehabt und die Verhältnisse des Protestantismus auf dem Kontinent zumeist auch mit viel größerem Verständnis und Eifer verfolgt als die Kirchen Englands. Sie haben auch am Allgemein-Protestantischen Hilfswerk einen viel größeren Anteil genommen und ausdrücklich erklärt, ihre Hilfe nicht konfessionell abgrenzen zu wollen. Sie ist daher reichlich auch den lutherischen Glaubensgenossen zugute gekommen. Der Schreiber dieses Artikels wies daher auch daraufhin, daß Schottland dem Kontinente eigentlich näher liegt als England, was nicht nur in der demokratischen Eigenart des schottischen Volkes, sondern auch in seinem religiösen Charakter begründet ist.

Wenn das reformierte Schottland mit seiner Einigung nun auch in den internationalen Bewegungen einen größeren Einfluß gewinnt, so dürfen wir uns nur freuen. Denn Schottland war schon bisher, namentlich in seiner Theologie, lebhaft darauf bedacht, eine Brücke zu schlagen zwischen der kontinentalen Theologie und derjenigen der englisch sprechenden Welt. Die schottischen Kirchen geben auch ihren Theologen eine viel bessere theologische Ausbildung, als dies in England weithin der Fall ist. Ihre Theologie suchte immer schon echte reformatorische Überlieferung zu verbinden mit echter evangelischer Freiheit. In Schottland findet man heute wohl einen bewußteren Calvinismus als in der Schweiz und ein nicht geringeres Interesse an der ökumenischen Bewegung. In der schottischen Kirche besteht auch eine engere Verbindung zwischen Theologie und Kirche, zwischen Kirche und Mission, zwischen der kirchlichen Heimat und den Auslandsgemeinden als in irgendeiner kontinentalen Kirche. Eine solche völlige Synthese des theologischen, kirchlichen, missionarischen und sozialen Lebens einer religiösen Volksgemeinschaft füllt zwar die Generalsynoden mit einer fast unerträglichen Menge von Geschäften, aber sie schafft auch eine Geschlossenheit und Kraft des Kirchentums, das dadurch befähigt wurde, nachdrücklich auch die nationale Eigenart des Volkes zu prägen.

Genf Adolf Keller

Vom römischen Katholizismus der Gegenwart

Das Preußenkonkordat

Über das preußische Konkordat hat, bis diese Nummer der CW infolge der dreiwöchigen Pause diesmal erscheint, sich Jedermann seine Meinung schon selbst gebildet. Und doch ist die Beurteilung nicht nur für jeden Fernerstehenden unsagbar schwer. Um so mehr, als es nicht nur um die Materie selbst geht, sondern um die gesamte innerpolitische Situation in Preußen; um so mehr, als diese Situation erschwert ist durch die offenbar unfreundliche Behandlung der evangelischen Kirchen seitens der vom Ministerpräsident Dr. Braun verantwortlich geführten Staatsregierung; um so mehr, als der seit 14. Juni vorliegende Vertragstext Jedem, der ihn liest, ein scheinbar harmloses und rein sachliches Gesicht darbietet, und zugleich von Jedem, der sich auf die Schliche und „Fußangeln" der kurialen Diplomatie zu verstehen glaubt (und wer wäre das nicht nach mehreren Jahrzehnten der konfessionspolitischen Aufklärung in unserem deutschen Vaterland!), Satz für Satz nach seinen Hinterhältigkeiten durchmustert wird! Wie völlig zwiespältig die Beurteilung sein kann, zeigen die beiden Sondernummern der DEK, dem Organ des Evangelischen Bundes, dem, wie man doch annehmen darf, von vornherein die gewiegtesten Kenner der Materie zur Verfügung stehen. In der Sondernummer vom 14. Juni wird ruhig anerkannt, daß „die römische Kurie ihre Wünsche ganz gewaltig hat bescheiden müssen". „Der Lorbeer, den der künftige Kardinal aus der politischen Palästra nach Hause bringt, ist kein frischer, dichtumlaubter Zweig." Dagegen in der Nummer vom 24. Juni wird kein guter Faden am ganzen Vertrag gelassen. „Der preußische Konkordatsentwurf steht nach der päpstlichen Seite hin gesehen auf einer sehr hohen Stufe, nach der Seite der preußischen Regierung hin betrachtet auf einer sehr tiefen Stufe der diplomatischen Kunst." Hier wird die, wie man doch als ein offenes Geheimnis allgemein weiß, durch erfolgreiche Bemühungen einzelner Glieder der Staatsregierung und durch die Forderungen der Parteien („kein Wort über die Schule" usw.) eingeschränkte Fassung des Textes als ein ganz abgefeimtes Kunststückchen der päpstlichen Diplomatie hingestellt, die absichtlich „hinter äußerlich harmlosen Sätzen soviel Verschlagenheit, hinter schlichter Glätte soviel Fußangeln, hinter fast trivialen scheinbaren Selbstverständlichkeiten soviel Möglichkeiten" der Übervorteilung des Staates zu eskamotieren wußte, daß „in sämtlichen päpstlichen Archiven kein ähnlich gerissenes, kein ähnlich geschicktes Erzeugnis päpstlicher Diplomatie ausfindig gemacht werden kann". Es ist natürlich nur möglich so zu urteilen, wenn man ehrlich überzeugt ist, daß der preußische Staat ein solcher Troddel ist, der in jede, von ihm übersehene, von der Riesenlupe

der wohlmeinenden Beurteiler jedoch aufgestöberte „Fußangel" nun auch sicherlich hineinschloddern muß. Wie weit die Gespensterfurcht geht, zeigt sogar ein Satz des Artikels im „Evangelischen Deutschland" Nr. 25, wo die Bestimmung des Schlußprotokolls, wonach die Höhe der Dotation bei etwa in Zukunft eintretenden Veränderungen der gesamten Finanzlage entsprechende Berücksichtigung finden soll, nicht einfach als eine Parallelbestimmung der im Gesetz vom 10. Oktober 1924 den evangelischen Kirchen selbstverständlich gewährten und durchaus billigen Verwilligung gewertet wird, sondern irgendwie als eine bedenkliche Nachgiebigkeit des Staates angesehen zu werden scheint.

Gewiß sind von der Seite der preußischen Regierung gewisse Fehler gemacht worden. Sie hat an den vorausgegangenen und gescheiterten Versuchen eines Reichskonkordats und nach dem Beispiel des bayrischen Konkordats ein schweres Erbe angetreten. Unter dem Einfluß der „katholischen Welle", die unmittelbar nach dem Krieg über uns erging, hatten nicht nur katholische, sondern auch sozialdemokratische, demokratische und volksparteiliche Minister viel weitergehende Konzessionen der Kurie schon gemacht! Sicherlich waren die Unterhändler, wie man hört namentlich des Kultusministeriums, nicht immer die geschicktesten; nicht nur der Kultusminister, sondern auch der Ministerpräsident standen, wie viele Andere in Deutschland, unter dem Eindruck der kulturellen Atmosphäre des päpstlichen Nuntius. Das Schlimmste war jedoch die Tatsache, daß die preußische Regierung sich unter Berufung auf die Vertragsform dazu gewinnen ließ, für die wichtigsten Fragen des inneren Lebens unseres Volks eine „lex satura" dem Landtag vorzulegen, an der in ganz außerordentlicher Weise nichts geändert, ja nicht einmal eigentlich kritisiert werden durfte, sondern nur das „ja" oder „nein" offen stand. Die Mitarbeit des Parlaments bei diesem Vertrag wurde ja durch die jeweiligen ministeriellen Mitteilungen an die Fraktionen wenigstens der Regierungsmehrheit bis zu einem gewissen Grade in Anspruch genommen. Aber jeder von uns hat den Eindruck, daß hier ein Rest bleibt, der für das demokratische Bewußtsein zu tragen peinlich ist. Die Demokratische Landtagsfraktion hat in ihrer Stellungnahme zum Entwurf wenigstens die Möglichkeit ausgiebiger Ausschußberatung zur Bedingung gemacht. Das kann natürlich, nachdem die Unabänderlichkeit dem Nuntius einmal konzediert worden war, nur noch den Sinn haben, daß gegenüber den oben befürchteten zahlreichen „Fußangeln" der Standpunkt des preußischen Staates und seine Interpretation (das „so wie ich es auffasse", das bekanntlich bei keinem Konkordat in der Form der „Organischen Artikel" Napoleons oder der Reden Mussolinis fehlte) zum lebhaften Ausdruck gebracht wird. Meines Erachtens hätte bei dieser eminent innerpolitischen Materie die sonst bei außenpolitischen Verträgen übliche Form nicht zugegeben, sondern die Stellungnahme zu Einzelheiten dem Parlament offen gehalten werden müssen.

Trotz aller Schwierigkeiten und trotz meiner früheren Warnungen und teilweise entgegengesetzten Forderungen (z. B. eines Staatskirchenhoheitsgesetzes gegenüber der katholischen Kirche in Preußen) habe ich mich nach schweren Besinnungen und zahlreichen Aussprachen mit maßgebenden Sachkennern, unter denen z. B. der jetzt in der Opposition stehende volksparteiliche Abgeordnete Herr Dr. von Campe mich von der Notwendigkeit eines Vertragsschlusses und zwar eines preußischen Vertragsschlusses (im Gegensatz zu einem Reichskonkordat) überzeugt hat, zu der verantwortlichen Meinung durchgerungen und dieselbe auch in die Wagschale der allgemeinen Entscheidung gelegt, daß dieser Vertragsschluß mit der Kurie von mir mitgemacht werden muß, wenn zugleich damit (was auch in dem Fraktionsbeschluß der Demokratischen Partei zum Ausdruck kommt) der Vertragsschluß mit den Evangelischen Kirchen in Preußen gesichert ist.

Die Gründe davon sind folgende:

1. Eine Neuordnung der katholisch-kirchlichen Verhältnisse in Preußen ist unbedingt notwendig. Sie kann nicht durch Staatskirchenhoheitsgesetz, sondern nur durch Vertrag geschehen. Einmal praktisch-technisch, weil die bisherige Ordnung seit den Zirkumskriptionen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts (1821 für Altpreußen) auf Vereinbarungen beruhte; sodann grundsätzlich bedeutet die Vertragsform die Anerkennung der schiedlich-friedlichen Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, wie sie in der Reichsverfassung ausgesprochen ist. Der Staat respektiert damit die Selbständigkeit der Kirchen; das Zeitalter territorialistischer Kirchenhoheit ist unwiederbringlich dahin. So will der vorliegende Kirchenvertrag nach dem Willen des ihn abschließenden Staates kein „Konkordat" sein. Am Namen liegt allerdings wenig; doch will das Vermeiden des Namens eine Sache zum Ausdruck bringen. Name und Form des solennen Konkordats sind zu Ende des Mittelalters im Zeitalter der Reformkonzilien und des Renaissancefürstentums ausgebildet worden, als die Einzelstaaten für den Bereich ihrer territorialen Abgrenzung die Gesamtheit der kirchlich-staatlichen Beziehungen zu regeln begannen. Damals ließen die modernen, mit omnipotentem Majestätsbewußtsein gesättigten Staaten sich in „Konkordaten" die territoriale Pflege der im Mittelalter ausgebildeten religiös-weltlichen Einheitskultur vom Papsttum sicherstellen bzw. übertragen, und bekamen dafür die entsprechenden Titel in ihre Namen („allerchristlichste Könige" in Frankreich, „katholische Könige" in Spanien, „Verteidiger des Glaubens" in England, „Athleta Christi" in Ungarn, „apostolische Majestät" in Österreich usw.). Die modernen Staatsverträge mit der Kurie haben seitens des Staates gesehen, natürlich grundsätzlich anderen Charakter; sie sind Grenzfestsetzungsverträge. So auch dieser.

2. Der preußische Kirchenvertrag hat, wie man sehen kann, wesentlich organisatorischen und finanziellen Inhalt. Daß dazu Bestimmungen über die Bischofswahl und über die Pfarrerausbildung (einschließlich der theologischen Fakultäten und Seminare) kamen, hängt mit der Konvention von 1821, die durch den Vertrag erneuert werden sollte, zusammen. Es ist bekannt, daß die Kurie durch ihre Unterhändler viel weitergehende Wünsche anmeldete. Ihr ist es, wie das italienische Konkordat, das der Papst aber als ideales bezeichnet hat, zeigen kann, darum zu tun, mit ihrer heutigen Konkordatspolitik möglichst viel aus dem kodifizierten römischen Kirchenrecht in die Staatsgesetzgebung der modernen Staaten hineinzubringen. Es ist dem Berliner Nuntius nicht gelungen, weder über die Schule, noch über die Orden und Kongregationen, noch über das Eherecht, noch über die Pflicht des Staates zur Beitragsleistung an die Pfarrbesoldungen irgend etwas Bestimmtes in den neuen Vertrag hineinzupraktizieren. In endlosen Verhandlungen und immer neuen Anläufen, die bis in die letzte Stunde vor Unterzeichnung des Vertrags sich erstreckten, hat der gewandte Römer, dessen Bruder bekanntlich die Lateranverträge vorbereitet hat, sein Ziel zu verfolgen gesucht, dem preußischen Kirchenvertrag einen weitergehenden Inhalt zu geben. Gegenüber den immer neuen Einwürfen und wahrhaft wälschen Interpretationskünsten des Gegenparts fand der Widerstand der erstaunten preußischen Unterhändler seinen Rückhalt an dem Finanzminister Dr. Höpker-Aschoff. Das ist eine Tatsache, die vom Historiker zu buchen ist (nicht eine Schmeichelei, wie mein Kritiker in DEK vom 24. Juni meint). Es ist zu verstehen, daß die Demokratische Landtagsfraktion angesichts dieses Tatbestands ihrem in dieser Sache führenden Minister die Gefolgschaft nicht verweigern konnte und die grundsätzliche Zustimmung zum Vertragswerk aussprach, unter den Voraussetzungen: 1. daß in eingehenden Ausschußberatungen dem Landtag Gelegenheit gegeben werde, zu den Einzelheiten des Vertrags Stellung zu nehmen; und 2. daß „mit Rücksicht auf die Wahrung des konfessionellen Friedens und der Parität" Vereinbarungen mit den evangelischen Kirchen gesichert sind.

3. Diese evangelischen Parallelverträge spielten bei der Entscheidung für uns evangelische Theologen, die wir der Demokratischen Partei und zugleich dem Kreis der Freunde der CW angehören, auch eine wesentliche Rolle. Es galt, den bekanntlich anfangs völlig ablehnenden Standpunkt des Ministerpräsidenten in dieser Sache zu korrigieren. Es galt, die Vertragsfähigkeit und damit die Selbständigkeit auch der evangelischen Kirchen zu erringen, die sich, wie jeder Eingeweihte weiß, trotz der Gesetzgebungsakte vom 8. April und 15. Oktober 1924 nicht nur hinsichtlich ihrer Finanzgebarung, sondern auch hinsichtlich ihrer innerkirchlichen Gesetzgebung stärker beaufsichtigt wissen und mehr gebunden fühlen, als je in den alten Zeiten des Staatskirchentums. Es war uns klar, daß eine Imparität, ja auch nur der Schein einer Imparität gegenüber der Forderung der evangelischen Kirchen Preußens, in Parallelverträgen ihre Selbständigkeit gegenüber dem Staate zu sichern, die seit längerer Zeit angebahnte Entwicklung der Annäherung der Kirchen an den Staat nicht nur hemmen, sondern mit unabsehbaren Folgen für beide Teile und für den konfessionellen Frieden geradezu zerbrechen müßte. Es kann selbstverständlich der moderne Staat auf die Dauer nicht existieren — und das mußte dem Ministerpräsidenten und der Mehrheit seiner Fraktionsgenossen deutlich gesagt werden, welche die geistige Kraft der evangelischen Kirchen zu unterschätzen geneigt sind —, wenn unsere evangelischen Kirchenkreise in Kulturkampfstimmung hineingestoßen werden. Und was soll aus den Kirchen werden, wenn das Mißtrauen und die Erbitterung zwischen ihnen und dem Staate immer mehr wächst? Was soll aus uns evangelischen Christen werden, die wir beiden dienen wollen, dem modernen Staat und unserer evangelischen Kirche? Soll das das Ende des evangelischen Landeskirchentums in Deutschland sein, daß religiös-soziale und andere Freikirchen vom Staat mehr oder weniger unterstützt (mit viel berechtigter religiöser Kritik!) aufstehen gegen ein reaktionär immer mehr erstarrendes, vergeblich auf seine alten Scheine pochendes Konsistorialkirchentum? Zusammen mit der Konkordatsfrage beschäftigt uns die Zukunftsfrage des evangelischen Landeskirchentums überhaupt. Und wir berieten die Demokratische Landtagsfraktion, daß sie mit ihrer Zustimmung zum Vertrag mit der Kurie, die Forderung der evangelischen Landeskirchen aufnehmend, einen Antrag einbrachte, worin sie die Staatsregierung ersucht, alsbald Verhandlungen mit den evangelischen Kirchen aufzunehmen und dem Landtage gleichwertige Verträge vorzulegen. Diese Verträge sollen zum Gegenstand haben: 1. eine paritätische Sicherung der Religionsübung, des kirchlichen Eigentums und anderer kirchlichen Rechte; 2. eine den Grundsätzen der Reichsverfassung entsprechende Umgestaltung des Staatsgesetzes vom 8. April 1924 im Sinne einer Sicherung der Selbständigkeit der Kirchen in ihrer innerkirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung, insbesondere auch die Befreiung von Bindungen, die der katholischen Kirche nicht auferlegt sind; 3. eine vertragsmäßige Sicherung der Dotationen für die allgemeine kirchliche Verwaltung und eine den Grundsätzen der Parität entsprechende Erhöhung dieser Dotationen und 4. eine Mitwirkung des Staates bei der Besetzung der leitenden Ämter in den evangelischen Kirchen.

Weiter soll geprüft werden, ob die bisherige Rechtslage in Ansehung der Besetzung der theologischen Lehrstühle vertraglich festgelegt werden kann.

Die preußische Generalsynode hat in ihrer zu diesem Zweck einberufenen kurzen Tagung vom 22.—25. Juni nach sehr eingehenden, die verschiedensten Bedenken zum Ausdruck bringenden Erörterungen die in den Tagesblättern bekannt gewordene Erklärung erlassen, worin eine Einmischung in die innerkirchlichen Angelegenheiten der katholischen Kirche bewußt vermieden wurde. Wie der Kultusminister in seiner großen Konkordatsrede im Landtag am 1. Juli anerkannte, sind dabei in „berechtigter und würdiger" Form die evangelischen Forderungen, noch etwas präziser und vollständiger, aber im Ganzen ähnlich dem obigen Antrag, zum Ausdruck gebracht worden.

4. Und der Inhalt des Kurienvertrages selbst? Er kann sehr harmlos und er kann sehr feindselig gedeutet werden. Aber Unsinniges sollte doch nicht von ihm verlangt werden, nämlich daß er die zentralistische Entwicklung der römisch-katholischen Kirchenverfassung innerhalb des Jahrhunderts seit 1821 einfach ignoriert oder annulliert! In der Köln. Ztg. vom 20. Juni und in dem Völkischen Beobachter Nr. 144 haben sich je „ein katholischer Geistlicher" anonym gemeldet, die jenen römischen Zentralismus zu Gunsten eines deutsch-katholischen Kirchenrechts jetzt durch den Staat (!) wieder gut gemacht wissen wollen. Bei mir selbst waren prominente deutsche Katholiken, die mich zu solcher Beurteilung beeinflussen wollten. Ich konnte ihnen einfach nicht folgen. Der moderne Staat kann doch nicht von sich aus innerkirchliche Politik machen wollen. Warum schließen sich nicht jene Geistlichen und diese Laien mit vielen anderen zu einem deutsch-katholischen Nationalverein zusammen und melden innerhalb ihrer Kirche selbst ihre Ansprüche an? Die Mundtotmachung des deutschen Katholizismus war hauptsächlich deshalb möglich, weil der Staat vor, in und nach dem Kulturkampf zuviel in die Kirche hineingeredet hat. Die Selbstausschaltung der preußischen Domkapitel bei zahlreichen Bischofswahlen gibt doch zu denken. Ebenso die Tatsache, daß im freien Nordamerika der „Amerikanismus" in der katholischen Kirche am stärksten ist. Wie ich in der Frankf. Ztg. vom 21. Juni Nr. 454 näher ausgeführt habe, gibt meines Erachtens der Kirchenvertrag die Möglichkeit zur Machterstarkung deutscher Erzbischöfe und Bischöfe, deutscher theologischer Lehranstalten und Domkapitel, ja des gesamten deutschen Pfarrklerus (gegen Ordensinvasionen in die Seelsorge), die im innerkirchlichen Spiel der Kräfte sich regen müssen. Auf staatskirchenhoheitlichem Wege kann da nichts mehr gemacht werden. Nochmals sei es gesagt, das Zeitalter des Territorialismus ist endgültig vorbei. Und wir Evangelischen haben erst recht kein Interesse daran, in die innerkatholische Auseinandersetzung zwischen Romanismus und Germanismus uns einzumischen. Wir fragen nur staunend, wie lange es sich die deutschen Katholiken in Bayern und in Preußen gefallen lassen, daß ihnen von ihrem Papst ein Vertragstext in italienischer Sprache vorgelegt wird, als ob das die Sprache der katholischen Kirche sein müßte!

Das vorliegende Kompromiß zwischen preußisch-staatlichen und römisch-kurialen Interessen hat Punkte, die wir lieber anders darin sehen möchten. Gleich der erste Artikel ist entweder unnötig oder kann zu gefährlichen Interpretationen Anlaß geben (val. Frankf. Ztg. Nr. 472). Daß es nicht möglich war, an Stelle der bischöflichen theologischen Lehranstalten noch mehr katholisch-theologische Universitäten zu errichten (im Bereich des Erzbistums Paderborn gibt es keine einzige) ist zu bedauern. Die gleichberechtigte Anerkennung des Studiums an einer päpstlichen Hochschule in Rom scheint mir der schwerst erträgliche Punkt, aber als ein Point d'honneur für den päpstlichen Vertragspartner unaufweichlich. Anderes, wie die Furcht vor „Propagandabistümern", deren Errichtung nur nach „ergänzender späterer Vereinbarung" (also in Vertragsform, die vor das Parlament kommt!) möglich ist, oder die Anerkennung der missio canonica durch den Staat vermag ich so schwer nicht zu nehmen, wie es vielfach geschieht. Jedenfalls kommt es darauf an, daß der Preußische Staat über dem Vertrage wacht und in keine der von verschiedensten Seiten bloßgelegten „Fußangeln" sich hineinlocken läßt, d. h. daß er insbesondere von seiner Schulhoheit nichts preisgibt.

Auf Einzelheiten kommt es jetzt in der Tat nicht mehr an. Bis diese Zeilen in die Hände des Lesers kommen, wird der Vertrag voraussichtlich schon das Parlament passiert haben, vielleicht schon ratifiziert worden sein. Wenn das Werk zurückgewiesen werden sollte, würde die Unruhe in unserem interkonfessionellen Leben, die seit Jahren vor dem Konkordat ausgeht, nicht nur andauern, sondern sich gefährlich steigern. Es wird Zeit, daß wir zur interkonfessionellen Beruhigung und zum geistigen Wettbewerb unserer inneren Kräfte im Volksleben kommen. Es mußte dem katholischen Volksteil, dessen überwiegende Mehrheit den Abschluß dieses Vertrags wünscht, das gegeben werden, was er zur Entfaltung seines innerkirchlichen Lebens braucht. Es muß ihm aber auch bekannt werden, daß aus solchen Erwägungen heraus bewußt evangelische Kreise nach schweren Bedenken sich für die Annahme des Vertrags eingesetzt haben. Hoffentlich kriegen wir darum und angesichts des Tatbestands, daß durch den preußischen Staat das Konkordatsprogramm des päpstlichen Unterhändlers erheblich zusammengestrichen worden ist, keine solch überheblichen Ruhmsprüche diesmal zu lesen, wie sie noch zuletzt beim italienischen Konkordat in einzelnen Blättern des deutschen Katholizismus beliebt werden!

Wenn das Ganze, der katholische und die evangelischen Verträge, als Friedenswerk für unser Volk seinen Sinn haben soll, müssen alle Teile an seiner zweckbestimmten Durchführung zusammenarbeiten.

Marburg Heinrich Hermelink

Wöchentliche Chronik

Die Zahl der an den Deutschen Evangelischen Kirchenbund unmittelbar angeschlossenen Auslandsgemeinden und Geistlichen ist auf 64 gestiegen. Dazu kommt die Synode von Rio Grande do Sul in Brasilien mit 85 Geistlichen, 82 Pfarrbezirken, 295 Gemeinden. Der Umfang der Ausgaben würde einen Mindestbedarf von 1 Million Mark erfordern.

Das Präsidium des Evangelischen Bundes hat eine Erklärung zu den Verhandlungen der Preußischen Regierung mit der römischen Kurie über den Abschluß eines sogenannten förmlichen Vertrages veröffentlicht und an den Preußischen Staatsrat und das Abgeordnetenhaus die Bitte gerichtet, den von evangelischer Seite aus zu erhebenden Bedenken Rechnung zu tragen und die Ungewißheit der Rechtsstellung der evangelischen Landeskirchen zu beseitigen.

Der Allgemeine Lehrerinnenverein hat in seiner letzten Gesamtvorstandssitzung beschlossen, dem Reichsministerium des Innern den Grundsatz zu empfehlen: „die uneheliche Mutterschaft gehört zu den Tatbeständen, die Anlaß zu einem Disziplinarverfahren auf Grund des § 10 des Reichsbeamtengesetzes geben."

Der Kongreß des Deutschen Evangelischen Sonntagsbundes in Kassel vom 25.—27. Mai hat eine Resolution gefaßt, daß bei der bevorstehenden Beratung des Arbeiterschutzgesetzentwurfes dem großen leitenden Gedanken der sittlich gebotenen und wirtschaftlich durchaus tragbaren völligen Sonntagsruhe im weitgehendsten Maße Rechnung getragen wird.

Eine im Osservatore Romano vom 24. 3. 29 veröffentlichte Umfrage des italienischen katholischen Instituts für soziale Arbeit hat ergeben, daß bei den Mittelbetrieben und Handwerkern die Beobachtung der Sonn- und Feiertagsruhe eine seltene Ausnahme ist. Die Läden sind in ganz Italien bis Mittags, an vielen Orten sogar den ganzen Sonntag geöffnet; die Großgrundbesitzer lassen nach ihrem Belieben an Sonn- und Feiertagen arbeiten, auch zu Zeiten, wo keine dringende Feldarbeiten vorzunehmen sind.

In Rußland ist die durchgehende Arbeitszeit in den Fabriken unter Wegfall der Sonntagsruhe eingeführt worden, die einzelnen Arbeiter erhalten dann und wann einen Ruhetag, der aber nicht auf denselben Tag fällt.

Der Pfingstaufruf des Stahlhelm stellt dem freigeistigen Atheismus und dem liberalen Materialismus die hohen Werte der christlichen Religion und den Idealismus deutschen Volkstums entgegen: „Kreuz und Schwert waren einst die Symbole von deutscher Macht und Herrlichkeit. Im Vertrauen auf Gott, auf die um Reinheit ringende deutsche Seele und auf die Kraft unsers Volkstums tritt der Stahlhelm in den Kampf ein für ein neues Reich. Kreuz und Schwert sind auch dem Stahlhelm Symbol. ... Er fordert von allen Kameraden lebendige Teilnahme am religiösen Leben und treue Betätigung christlicher Gesinnung im Privatleben, im politischen und Berufsleben." Rb 141

Den Freikirchen ist im Berliner Rundfunk in gewissen zeitlichen Abständen das Recht zur Abhaltung von Morgenfeiern zugestanden. Am 4. August wird die erste Morgenfeier von methodistischer Seite abgehalten werden. Meth 24

Die letzte Konferenztagung der süddeutschen Mennoniten hat einstimmig einen Antrag des deutschen Zweigs der Evangelischen Allianz angenommen: „daß kein Mitglied aufgenommen werde ohne die Feststellung, ob dasselbe bereits Mitglied eines christlichen Kreises gewesen sei, und daß bejahendenfalls vor der Aufnahme bei derjenigen Gemeinde oder Gemeinschaft über die Gründe des Ausscheidens angefragt wird." MenBl 6

Wahlen zu den Provinzialsynoden. Sachsen: Rechtsgruppen 49, Evangelische Vereinigung 40, Freie Volkskirche 15, Deutschkirche 5; Schlesien: Positive Union 40, Bekenntnistreue Gruppe 21, Evangelische Vereinigung 29, Freie Volkskirche 13, Deutschkirche 6; Ostpreußen: Positive Union 37, Bekennerbund 22, Konfessionelle Gruppe 10, Ältere positive Union 23, Freie Volkskirche 8, Deutschkirche 2.

Der Gemeinschaftsverein in Schleswig-Holstein hat sich wegen der Berufung von Windisch nach Kiel beschwerdeführend an die Kirchenleitung gewandt: „daß die theologische Fakultät jetzt in überwiegender Mehrheit mit solchen theologischen Lehrern besetzt ist, die unserer Überzeugung nach nicht auf dem Boden der biblischen Offenbarung wie des Bekenntnisses der Kirche stehen und die Theologiestudierenden in einer Richtung erziehen, welche einer Kirche des Evangeliums grundsätzlich widerspricht." AELKZ 23

Erzbischof Söderblom verteidigt sich in einer Zuschrift vom 18. April an die Augsburger Postzeitung gegen den von dieser und anderen katholischen Zeitungen gebrachten Vorwurf des finnischen

Erzbischofs von Åbo, er leugne die leibliche Auferstehung Christi, unter Hinweis auf 1. Kor. 15 und Apg. 10. AELKZ 22 behauptet dazu: nach den Evangelien „bleibt es bei einer leiblichen Auferstehung aus dem Grab, und man sollte dazu nur ein schlichtes Ja haben, wenn man es glaubt, oder ein ebenso schlichtes Nein, wenn man es nicht glauben kann."

Die Mission romande hat ihren Namen in „Schweizer Mission in Südafrika" geändert.

Der Antrag auf Vereinigung beider Kirchen wurde von der Generalversammlung der Kirche von Schottland gegen 3 von 700, von der der Vereinigten Freikirche gegen 39 von 800 Stimmen angenommen. Vgl. o. Sp. 646.

Die belgische Regierung hat eine außerparlamentarische Kommission mit der Prüfung des belgischen Alkoholgesetzes beauftragt, in der sich die Führer der alkoholgegnerischen Bewegung in Belgien befinden.

Das elsässische Oberkonsistorium hat angeordnet, daß die Kandidatinnen nach bestandenem Examen ein Jahr Vikariat durchmachen und dann zu „Pfarrgehilfinnen" ernannt werden können. Sie können außer in der Seelsorge mit der Erteilung von Religions- und Konfirmandenunterricht, Jugendgottesdiensten und Wortverkündigung in Anstalten, auf der Kanzel nur in Ausnahmefällen mit Genehmigung des Direktoriums betraut werden. Sie erhalten das Gehalt eines Vikars.

Das tschechische oberste Verwaltungsgericht hat die vom Ministerium ausgesprochene Nichtbestätigung eines Reichsdeutschen als Mitglied der Kirchenleitung als ungesetzlich aufgehoben.

Im April erschien die erste Nummer einer wissenschaftlichen Religions-Revue der „Tschechoslowakischen Kirche" Nabožeuská revue Cěsrkev československá. Herausgeber Dr. Frantisek Kovar. Aufgabe: Äußerungen über die Fragen, die für die innere Entwicklung der Kirche wichtig sind, und Übersicht der gleichzeitigen Arbeit auf religiösem Gebiet in der ganzen Welt. Vierteljährlich 5 Kronen. Verlag Ustredni rada Ces, Buchterlestr 523, Prag-Dejvize.

Der Artikel 12 der jugoslavischen Staatsverfassung lautet: „Niemand kann von den Bürgerlichen und militärischen Obliegenheiten und Verpflichtungen befreit werden, indem er sich auf die Vorschriften seiner Religion beruft"; § 3 des 43. ungarischen Gesetzartikels von 1895, welcher auf dem früher ungarischen Gebiet noch immer seine Gültigkeit hat: „Religiöse Überzeugung oder Kirchenvorschriften können Niemanden von der Erfüllung irgendwelcher gesetzlich vorgeschriebenen Pflicht befreien." Auf Grund dieser Artikel werden die Nazarener, die den Kriegsdienst verweigern, immer aufs neue von den Militärgerichten zu strengen Strafen verurteilt; sie werden vom König begnadigt, sobald sie das 50. Lebensjahr und damit Befreiung von allen Militärverpflichtungen erreichen. Die Kirche nimmt dazu nicht Stellung, weil es sich um eine alle Bürger ungeachtet ihrer Sprache oder Bekenntnisse in gleicher Weise treffende Gesetzesbestimmung handelt. Eiche 2

Die deutsche Sprache wurde als obligatorisches Lehrfach in den höheren Volksschulen Rußlands eingeführt.

Der Erzbischof von Litauen und Wilna Eleutherus wurde von den Polen über die Grenze abgeschoben, weil er die Autokephalie der Orthodoxen Kirche Polens nicht anerkennen wollte. Er wurde vom russischen Patriarchen in Moskau zum kanonischen Metropoliten von Litauen und Wilna geweiht; er lebt in großer Dürftigkeit in Kaunas, will aber dem russischen Patriarchat die Treue halten.

Die Synode der orthodoxen Kirche in Polen hat diese für autokephal erklärt und damit dem Einfluß des russischen Metropoliten Sergius entzogen.

Neben vielen deutschen Geistlichen in Rußland hat auch Bischof Malmgren seine Wohnung verlassen müssen; auch das Evangelisch-Lutherische Seminar in Leningrad muß die bisherigen Seminarräume verlassen und sich außer der Stadt einrichten.

Nach dem rumänischen Senat hat nunmehr auch die rumänische Kammer das Konkordat mit dem Vatikan ratifiziert.

Am 31. Mai wurde in Angora im Kanzleigebäude der deutschen Botschaft der erste protestantische Gottesdienst und die erste Taufe abgehalten. Die Abhaltung eines katholischen Gottesdienstes ist gleichfalls vorgesehen. Rb 136

Der mexikanische Präsident hat mit den Vertretern der römisch-katholischen Kirche Verhandlungen über die Wiederherstellung normaler Beziehungen eröffnet. Am 16. Juni wurden zum ersten Male seit 1926 in allen römisch-katholischen Kirchen wieder Messen gelesen.

Auf einem Weltkongreß jüdischer Frauen in Hamburg wurde ein Weltbund jüdischer Frauen begründet.

Orient und Occident. Blätter für Theologie, Ethik und Soziologie. In Verbindung mit Berdjajew herausgegeben von Lieb und Schütz. Zwanglose Folge, jährlich etwa 2 Hefte zu je 5 M. Heft 1 (Rußlandheft) ist erschienen. Verlag Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Von Personen. Berufen: Professor D. Walter Baumgartner in Gießen (Basel) nach Marburg an Stelle von Hölscher; Professor Lic. Hermann Dörries von Halle nach Göttingen als Nachfolger von Mirbt; Professor D. Ernst Kohlmeyer in Breslau nach Halle als Nachfolger von Ficker; Professor D. Gerhard Heinzelmann in Basel nach Halle als Nachfolger von Lütgert; Professor D. Otto Scheel, Historiker in Kiel, als Nachfolger von Dörries nach Halle; Professor D. Otto Eißfeldt in Halle als Nachfolger von Baumgartner nach Gießen. Abgelehnt: Marburg von Baumgartner, der seine Zusage nach Basel aufrecht erhält. Lehrauftrag für sächsische Kirchengeschichte: Lic. Dr. Hans Leube in Leipzig. Promoviert: Bischof Eivind Berggrav von Haalogaland in Tromsö zum D. von Kiel. Ernannt: Pfarrer Eger in Berlin-Dahlem zum Generalsuperintendenten in Magdeburg. Gewählt: Prälat D. Theophil Wurm zum Präsidenten der württembergischen Landeskirche; Professor D. Otto Eißfeldt zum Rektor von Halle. Gestorben: Konsistorialpräsident a. D. Kurt Freiherr Schenk zu Schweinsberg in Kassel, der Kirchenhistoriker Pfarrer Eugen Stern in Straßburg, der Kirchenhistoriker Pfarrer Nathanael Weiß in Paris; der General der Heilsarmee Bramwell W. Booth. E St

Verschiedenes

Die deutschen und französischen Freunde der Evangelisch-kirchlichen Einheit werden durch Pfarrer D. Rambaud auf 12.—17. September nach Bergerac (Dordogne) eingeladen. Näheres durch den Genannten: Bad Homburg-Gonzenheim, Taunusstraße 10.

Der Bund für Gegenwartchristentum hält seine Herbstversammlung am 2. und 3. Oktober in Eisenach. Gegenstand: „Wahrheit und Gewißheit." Redner des ersten Tages: Gogarten, Bultmann, Aé. Für die Aussprache ist der volle zweite Tag bestimmt. Die Freunde der Christlichen Welt haben am 1. Oktober ihre Ordentliche Mitgliederversammlung. R

Preisfrage

Ein Leser wünscht Auskunft auf die Frage:

„Was ist exiſtenzielles Denken?"

Wir geben diese Frage weiter und versprechen einen Preis in Gestalt von Büchern unseres Verlags im Werte von etwa 25 Mark dem, der sie am kürzesten und verständlichsten beantwortet. Auf einer halben Spalte muß es zu machen sein; aber es soll auch auf eine ganze nicht ankommen. Die Verteilung eines zweiten und dritten Preises bleibt vorbehalten. Die drei besten Antworten werden gedruckt.

Termin: 1. September. Adresse: Marburg.

Der Verlag Die Redaktion

Briefkasten der Redaktion

Vom 28. Juli an auf vier Wochen jegliche aufschiebbare Korrespondenz verbeten. R

Versammlungskalender

15.—27. Juli Theologischer Ferienkursus Berlin
25. Juli — 4. August Weltverband der pädagogischen Vereinigungen Genf
2.— 9. August Internationaler Versöhnungsbund Lyon
8.—21. August Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung Selfingör
23.—25. August Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Kassel
27.—29. August Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte Lund
2.— 9. September Fortsetzungsausschuß Stockholm Eisenach
9.—12. September Deutscher Pfarrertag Bonn
12.—14. September Marburger Religionsgespräch Marburg
12.—17. September Evangelisch-kirchliche Einheit (Ramband) Bergerac
15.—20. September Gustav Adolf-Verein Breslau
25.—28. September Deutsche Philologen und Schulmänner Salzburg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke

Inhalt Nr. 24: Die Jungen und die Alten (Onnasch). Lessings religiöses Vermächtnis, Schluß (Gastrow). Der Evangelisch-soziale Kongreß in Frankfurt a. M. (Klinge). Speyerer Protestationsfesttage (Goldschmit). Altes und Neues (Classen, Großstadtheimat). Erklärung zum Konkordat. Lateran, Vatikan und Quirinal (Hochstetter). Von gestern und heute für morgen (Vor der Veröffentlichung des Konkordats? Sozialdemokratie und Gewissensfreiheit).

Inhalt Nr. 25: Vom Kirchengehen (Onnasch). Untergang oder Zeitenwende: Spengler und Tillich (Kopchen). Der Evangelisch-soziale Kongreß in Frankfurt a. M., Schluß (Klinge). Jungevangelische Tagung für Kirchenpolitik (Bourquin). Altes und Neues (Schafft). Zweierlei Leben (Jungnickel). Vor der Entscheidung um das Konkordat (Hochstetter). Von gestern und heute für morgen (Eintragung in der Kirche. Wählerliste, Besetzungsrecht der Pfarrstellen, Württemberg).

In Vorbereitung
befindliche Neuerscheinungen

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Theodor Siegfried

Die Existenz und das Wort

Eine Auseinandersetzung mit Karl Barths Prolegomena zur christlichen Dogmatik

Preis ca. zehn Mark

Der Streit um Barth beherrscht heute das Interesse der Theologen weit über Deutschland hinaus. Eine Kritik dialektischer Theologie muß eine Würdigung ihrer Begrifflichkeit sein, eine solche gibt dieses Buch. Von allen Kritiken ist sie die eingehendste und gründlichste, denn sie tritt in ein Durchdenken der einzelnen Thesen Barths selber ein. Sie legt seine tiefsten Intentionen bloß und deckt die vielen Widersprüche und Unstimmigkeiten auf, die dem oberflächlichen Blick des Lesers verborgen bleiben.

★

Gottlob Siedel

Theologia Deutsch

Mit einer Einleitung „Über die Lehre von der Vergottung in der dominikanischen Mystik

Preis ca. acht Mark

Diese neunzigste Ausgabe des bekannten mystischen Traktats, den Luther 1516 als Bruchstück und 1518 ganz veröffentlichte, setzt sich das Ziel, die bisher mißverstandene Schrift von der Scholastik her zu erklären und kommt so zu ganz neuen Ergebnissen. Sie weist auch die von Reuß gefundene Handschrift von 1497 als minderwertig zurück. Die Seele der dominikanischen Mystik, die Lehre von der Vergottung der Seele, wird nach der theoretischen wie praktischen Seite zum ersten Mal für protestantische Leser dargestellt. Die Modernisierung hält sich möglichst getreu an das Original.

★

Wilhelm Fliedner

Goethe und Christentum

Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums

Preis ca. vier Mark

Jahrzehntelange Beschäftigung mit Goethe ließen den Versuch entstehen, Religion und Ethik Goethes für den Protestantismus fruchtbar zu machen. Er hilft mit an der großen Aufgabe, der drohenden Verengung und Erstarrung der evangelischen Kirche entgegenzuwirken. Während bisher bei dem so häufig behandelten Thema „Goethe und Christentum" der Fehler begangen wurde, dieses als eine bekannte, feststehende und einheitliche Größe zu behandeln, wird Goethe hier erstmalig den einzelnen Typen des Christentums gegenübergestellt.

Subskriptionseinladung

In Kürze erscheint:

Luthers Vorlesung über den Hebräerbrief 1517/18

Anfänge reformatorischer Bibelauslegung
Band II

Herausgegeben von

Professor D. Dr. **Johannes Ficker**

Subskriptionspreis etwa M 12.—, gebunden M 14.—

Der hervorragende Hallesche Gelehrte übergibt jetzt nach vieljähriger Vorarbeit seine langerwartete mustergültige Ausgabe jenes einzig dastehenden, für Luthers Entwicklung so bedeutungsvollen Dokumentes aus den Anfängen der Reformation der Öffentlichkeit. Durch verschiedene überaus glückliche Funde konnte Professor Ficker seiner Textgestaltung das **gesamte** erreichbare Handschriftenmaterial zu Grunde legen, so daß auch dieser seiner Edition für die Lutherforschung die gleiche Bedeutung wie seiner weitverbreiteten Ausgabe von „Luthers Vorlesung über den Römerbrief" (3. Auflage, Preis M. 16.—, gebunden M. 18.—) zukommen dürfte.

Subskription durch jede Buchhandlung

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung / Leipzig

Bad Sooden / Werra

im herrlichen Werratal, umg. von prächtigen Waldungen. Linie Göttingen-Bebra. **Solbad, gr. Inhalatorium.** Pension **Haus Schmidt,** seit 30 Jahren im Besitz von Geschw. Schmidt. **Bestempfohlenes Haus.**

Hessischer Diakonieverein E. V.

Darmstadt, Freiligrathstraße 8

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evangeliche junge Mädchen mit höherer Schulbildung oder entsprechender Vorbildung im Alter von 19—32 Jahren in der allgemeinen Krankenpflege und Krankenhausküche in den staatlich anerkannten Krankenpflegeschulen zu Hanau/Main und Nordhausen/Harz. Taschengeld und Stellung der Arbeitstracht während der Ausbildung. Möglichkeit der Anstellung nach dem Examen mit zeitgemäßer Besoldung und Versorgung für Alter und Arbeitsunfähigkeit. Jede nähere Auskunft gegen Erstattung des Portos durch den

Hessischen Diakonieverein.

Die Prosaschule
von Dr. Broder Christiansen
(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Für sofort arbeitsfreud.

Theologe gesucht

in selbständig. Lebensberuf. Erforderlich literar. (theolog.) Interessen und eigenes Kapital. Geboten: Weiterführung einer lohnenden und interessanten Arbeit, die gut eingeführt ist. Schöne Wohnung usw. vorhanden. Vertrauliche Anfragen mit Angabe des verfügb. Kapitals unter **Nr. 11** an den Verlag d. Bl. erbeten.

Junges Diakonen-Ehepaar in allen Fächern der inneren Mission ausgebildet sucht per bald oder 1. Oktober **Stellung als Hauseltern** in Waisenhaus, Rettungshaus, Herberge, Siechenhaus oder dergleichen. Küsterei mit Vereinsbetrieb angenehm.

Gefl. Anschreiben bitte zu richten an **R. Klose,** Diakon, Brüssow (Uckermark). Rotes Haus.

„Mensch und Kreatur"
von Julie Schlosser
Preis —.60 Pfg.
Verlag Neu-Sonnefeld. Jugend Heppenheim (Bergstraße).

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 20. Juli

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über **„Neue Aufgaben" der Deutschen Orient-Mission,** Armenisches Hilfswerk E. V. Potsdam, bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten.